

STUDIEN ZUR DEUTSCHEN  
LITERATUR

Band 204

Herausgegeben von Wilfried Barner, Georg Braungart  
und Martina Wagner-Egelhaaf



Jörg Paulus

# Philologie der Intimität

Liebeskorrespondenz im Jean-Paul-Kreis

De Gruyter

ISBN 978-3-11-030952-2  
e-ISBN 978-3-11-030967-6  
ISSN 0081-7236

*Library of Congress Cataloging-in-Publication Data*

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2013 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Gesamtherstellung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen  
∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)

# Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung.....	1
I Theorie der editorischen Praxis	
I.1 Theoretische Philologie als methodische und disziplinäre Option.....	7
1. Lesarten philologischer Reflexion .....	7
2. Vermessung einer Lücke .....	9
3. August Böckh und die Idee einer Theoretischen Philologie .....	16
4. Autopsie.....	22
5. Praxis und Theorie.....	27
I.2 Philologie der Gefühle.....	31
1. Philologische Repräsentation .....	31
Repräsentation und Privileg .....	31
Experimentalsystem .....	38
Jean-Paul-Bezug (I).....	39
2. Textkonstitution und Emotionalität .....	46
Traditionsspuren.....	46
Jean-Paul-Bezug (II) .....	59
3. Kommentar und Emotionalität .....	62
Theorieaspekt des Kommentierens .....	62
Lemmatisierte Liebe .....	65
Jean-Paul-Bezug (III) .....	72
4. Liebesbriefforschung als integrierende Philologie.....	75
Liebe verstehen und erklären.....	75
Lesarten des Chronotopos »um 1800«.....	80

II	Verlaufs- und Verzeichnungsformen von Liebe in Jean Pauls Briefwechsel (1783–1801)	
II.1	Rahmenbedingungen .....	85
	1. Fragenkurrikulum einer Philologie des Liebesbriefs .....	85
	2. Briefstellernorm und Liebesbriefkultur um 1800 .....	87
II.2	Erfahrungen der Liebe und Formen ihres Ausdrucks .....	91
	1. Vorformen und Formen des Werbens.....	91
	Schreibenanlässe (91) – Erfolge und Misserfolge des Werbens (100) – Philo- logisches Korrolar (108) – Entdecken der Liebe durch Schreiben (110) – Rolle von Mittlerpersonen I: Vertrauenspersonen (113) – Rolle von Mitt- lerpersonen II: Instanzen (121) – Verführungsstrategien (142)	
	2. Wahrnehmungshorizonte .....	150
	Verständnis vom Ich und vom Anderen (152) – Zweifel und Selbst- zweifel (156) – Formen des Selbst- und Weltbezugs (157) – Gefühl der Zurückweisung (158) – Eifersucht (162)	
	3. Sprachvermögen und Wahl der Liebessprache .....	171
	Wechselseitige sprachliche Beeinflussung I (177) – Bedeutung von Dia- lekten und Stilebenen (180) – Exkurs zur Frage des Dialektes: Der Schreibstil des »infamen Menschen« (181) – Verhältnis von mündlicher und schriftlicher Liebesrede (194) – Wechselseitige sprachliche Beeinflus- sung II (230) – Sprachwechsel (238) – Fremdsprachigkeit (243)	
	4. Formen des Scheiterns und Gelingens.....	255
	Rhythmus der Korrespondenz (255) – Treue- und Ehebrüche (260) Dauer der Beziehung (263) – Unauflöbliche Missverständnisse (285) – Aufkündigung der Liebe (291) – Varianten des Abschieds (295) – Erkal- ten der Gefühle (295)	
	5. Figuren der Wiederholung und Strategien der Intensivierung .....	296
	Figuren der Selbstdarstellung (299) – Transfer von Körperlichkeit (301) – Lieben nach Texten (304)	
II.3	Erfahrungen der Liebe und Realität des sozialen Lebens.....	307
	1. Rahmenbedingungen der Korrespondenz.....	307
	Soziale und familiäre Akzeptanz (308) – Einsprüche und Mitsprache- rechte (308) – Rechtliche Schranken (319) – Medizinische Vorbehalte (320) – Legitimation der Beziehung (320) – Altersunterschiede (322) – Ökonomische Bedingungen (323) – Berufliche und räumliche Gegeben- heiten (323)	

2. Verhältnis und Dynamik der Geschlechter / Rollenmuster.....	323	
3. Innere und äußere Gefährdungen der Beziehung.....	326	
Krisen (326) – Krankheiten (329) – Emanzipationsansprüche (330) – Sittliche Vorbehalte (332) – Verhältnis von Realem und Imaginärem (340) – Andere Liebesbeziehungen (343)		
III	Spuren der Simultanliebe	
III.1	Verlaufsmuster: »an der Hand, im Briefe und im Buch«.....	351
1.	Rekapitulation.....	351
	Doppelperspektive.....	351
	Exemplarische Integration.....	352
	Text und Differenzialkommentar.....	354
2.	Metaphilologische Analyse.....	362
	Abwägung der philologischen Optionen.....	362
	Problem der Unhintergebarkeit.....	362
	Liebesbriefe und Lebensformen.....	365
	Brief-Akten und Akteure.....	368
III.2	Coda: »Aus einem Glase ins andere gießen«.....	373
1.	Spuren einer Briefbegegnung.....	373
2.	Tritos Anthropos.....	376
	Siglen, Textauszeichnungen und Literaturverzeichnis.....	383
	Register.....	408
1.	Register der Leitbegriffe zur Liebesbriefforschung.....	408
2.	Personenregister.....	409
3.	Register der Werke Jean Pauls.....	412



## Vorbemerkung

Philologisieren [...] entspricht dem Experimentieren.  
(Novalis, Das Allgemeine Brouillon)<sup>1</sup>

Gefühle gehören nicht zu den angestammten Gegenständen der Philologie. Bei dieser handelt es sich, folgt man alten Wissenschafts-Stereotypen, um eine papierene, »staubtrockene« Disziplin. Das Leben, so scheint es, spielt sich auf anderen Schauplätzen des akademischen Feldes ab. Kognitionswissenschaften, Psychologie, Soziologie und Kulturwissenschaften haben die Erforschung von Gefühlswelten und von darin herrschenden Vertrauensverhältnissen zu ihren Aufgaben gemacht. Das Desinteresse dieser Fächer an philologischen Haarspaltereien scheint verschmerzbar zu sein: Gefühle, die aufs Papier gebracht wurden, können als verdächtig gelten, allenfalls Figurationen einer schriftlichen Gefühlsinszenierung zu sein. So nimmt es denn nicht Wunder, dass wissenschaftliche Arbeiten, die sich in den vergangenen Jahren Gefühlskulturen und darin nachzuweisenden Formationen der Intimität gewidmet haben, den Eindruck vermitteln, auf philologische Detailarbeit könne verzichtet werden, da es doch um ein Gesamtbild der Gesellschaft, ihrer Individuen und deren jeweiligen Gefühlsadministrationen geht.<sup>2</sup>

Eine Literaturwissenschaft, die sich hauptsächlich als ein Zweig der Kulturwissenschaft versteht, hat diese Haltung zumindest partiell übernommen; ihr traditionell philologischer Aspekt wurde dabei zunehmend an den Rand gedrängt. In Abgrenzung dazu soll es im Folgenden um eine Reintegration

---

<sup>1</sup> Novalis, Werke, Bd. 2, S. 648. Die Zitierweise der Arbeit ist derjenigen des Editionsprojektes angepasst, das darin reflektiert wird – der vierten Abteilung der historisch-kritischen Jean-Paul-Edition. Nachweise aus allen vier Abteilungen der Jean-Paul-Edition werden sigliert im Fließtext verzeichnet, sofern sie nicht abgesetzt und als gleichsam integrale (Brief-)Dokumente im Text stehen. In diesen Fällen erfolgt der Nachweis in Fußnoten. Alle anderen Nachweise finden sich im Fußnotenapparat, beim ersten Auftauchen vollständig, danach jeweils als Kurztitel.

<sup>2</sup> Vgl. die grundlegenden Studien von Niklas Luhmann (v.a. *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt/M. 1994 [zuerst 1982], sowie die »Übung« mit dem Titel *Liebe* [Frankfurt/M. 2008]) und Anthony Giddens (*The Transformation of Intimacy: Sexuality, Love and Eroticism in Modern Societies*, Cambridge 1992); vgl. auch die zwar primär theatergeschichtlich ausgerichtete, begriffs- und mentalitätsgeschichtlich aber weit ausholende Arbeit von Marianne Streisand, *Intimität. Begriffsgeschichte und Entdeckung der Intimität auf dem Theater um 1900*, München 2001.

der zwei literaturwissenschaftlichen Wissenskulturen gehen. Insofern folgt die Studie einerseits der Idee einer ›Rephilologisierung‹ der Literaturwissenschaft. Sie verknüpft dabei aber andererseits genuin philologische Fragestellungen mit einem kulturwissenschaftlichen Forschungsprojekt zur Kulturgeschichte des Liebesbriefs.<sup>3</sup>

In einer Zeit, in der in vielerlei Zusammenhängen die Kluft zwischen den beiden großen Fächerkulturen, der naturwissenschaftlich-technischen und der geistes- beziehungsweise humanwissenschaftlichen, beklagt wird, und die intellektuell, bildungspolitisch, institutionell und pädagogisch große Anstrengungen unternimmt, um diese Kluft zu überwinden, könnte die vergleichsweise unauffällige innerdisziplinäre Kluft zwischen einer kulturwissenschaftlich und einer philologisch ausgerichteten Literaturwissenschaft allerdings fast vernachlässigenswert erscheinen. Und doch scheint es einen Zusammenhang zwischen dem großen und dem kleinen Auseinanderdriften zu geben. Denn die Abgrenzung der entschieden theoretisch orientierten Kulturwissenschaft vollzieht sich ja namentlich auch gegenüber einer eher handwerklich beziehungsweise ›technisch‹ ausgerichteten philologischen Editionspraxis. Die Hauptabsicht meiner Arbeit ist es, diesem wechselseitigen Sich-Entfernen entgegenzuwirken.

Diese Grundidee habe ich verschiedenen biographischen und beruflichen Konstellationen und Begegnungen zu verdanken. Sie einzeln aufzuführen, würde freilich den Einzelfall zu stark ins Licht rücken und die Arbeit in einen allzu persönlichen Zusammenhang stellen, über den hinaus ich wenigstens ein Stück weit zu einer Verallgemeinerung gelangt zu sein hoffe. Einige Personen müssen aber doch genannt werden, die das Projekt angeregt, gefördert, begleitet und unterstützt haben.

Die entscheidende Anregung erhielt ich von Renate Stauf und durch die Mitarbeit an dem von ihr ins Leben gerufenen Forschungsprojekt zur Kulturgeschichte des Liebesbriefs. Dafür danke ich ihr herzlich. Renate Staufs Vermutung, dass sich die Literatur- und Kulturwissenschaft beim Versuch, eine Kulturgeschichte des Liebesbriefes zu erarbeiten, auf Überraschungen werde einzustellen haben, scheint sich inzwischen in vielerlei Hinsicht zu bestätigen. Der von ihr zusammen mit Annette Simonis und mir 2008 herausgegebene Band *Der Liebesbrief. Schriftkultur und Medienwechsel vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart* und dessen Aufnahme in Wissenschaft und Publizistik deuten darauf hin.<sup>4</sup> Meine eigene Position habe ich seither aufgrund der verstärkten

---

<sup>3</sup> Dies im Sinne von Steffen Martus, Philologie ist Kulturwissenschaft! In: Walter Erhart (Hg.), Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung? Stuttgart, Weimar 2004, S. 252–269.

<sup>4</sup> Vgl. insbesondere die ausführliche, in *Arbitrium* erschienene Rezension von Ulrike Leuschner (2009,3, S. 334–338). Eine über die fachwissenschaftliche Ebene hinausreichende Diskussion wurde durch die kritische Rezension von Robert Vellusig angestoßen (Robert Vellusig, To whom it may concern. Facetten einer Geschichte des Lie-

Berücksichtigung des philologischen Aspekts etwas modifiziert, namentlich das Jean Paul'sche Konzept der »Simultanliebe« stellt sich hier nunmehr etwas anders dar als in meinem Aufsatz im genannten Liebesbrief-Band.

Andrea Hübener, der ich das Buch zueigne, hat die Arbeit daran von Beginn an begleitet. Ihr gilt mein herzlichster Dank.

Wichtige Anregungen habe ich auch in Renate Staufs und Cord-Friedrich Berghahns Braunschweiger Forschungsscolloquium erhalten.<sup>5</sup> Mein Dank gilt insbesondere auch den anderen am Forschungsprojekt Mitwirkenden: Roman Lach, Annette Simonis und Sonja Brandes.

Die Erfahrungen, die ich im Handwerk der Philologie gesammelt habe (und nicht nur diese), verdanken sich zu einem ganz wesentlichen Teil Norbert Miller als dem Hauptherausgeber der an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften besorgten historisch-kritischen Edition der Briefe an Jean Paul. Auch die Gespräche innerhalb der Arbeitsstelle der Jean-Paul-Edition – vormals in Potsdam wie auch danach in Berlin – sowie in den Arbeitstreffen mit der von Helmut Pfothenhauer geleiteten Jean-Paul-Edition in Würzburg haben wesentlich zum Profil der vorliegenden Studie beigetragen. Vor allem aber baut sie auf Ergebnisse auf, die im Editionsprozess gemeinschaftlich erarbeitet wurden. Ich bin mir bewusst, dass sich diese Form von Zusammenarbeit in einem wissenschaftlich-nüchternen Anmerkungsapparat nur unzureichend würdigen lässt. Stellvertretend für alle Mitarbeiter sei daher an dieser Stelle Monika Meier und Dorothea Böck sowie Angela Goldack, Markus Bernauer, Angela Steinsiek und Michael Röllecke gedankt. Mein besonderer Dank gilt schließlich auch Frederike Schröder von der TU Braunschweig, die mir bei der Einrichtung des Manuskriptes mit Sachverstand und Geduld geholfen hat. Für Fehler oder Irrwege, auf die die Arbeit geführt haben könnte, sind alle, denen ich zu Dank verpflichtet bin, natürlich gleichwohl nicht verantwortlich zu machen.

Auf einige Besonderheiten der Studie, die bei einer Querlektüre erklärungsbedürftig sein könnten, sei vorab hingewiesen: Briefzitate folgen in der

---

besbriefs. In: IASL online, 26.06.2010; URL: <[http://www.iaslonline.de/index.php?vorgang\\_id=2997](http://www.iaslonline.de/index.php?vorgang_id=2997)>, Datum des Zugriffs: 30.06.2010) und von Jürgen Kaube als Aufruf gegen »kommunikative Verzichtserklärungen« in der Kulturwissenschaft insgesamt gedeutet (Jürgen Kaube, Saft und Stoff: Geschichte des Liebesbriefs. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27.05.2010, S. N3; vgl. auch Ders., Vollzugslust. Historie des Liebesbriefs. In: FAZ, 27.5.2009, Nr. 121, S. N3, Beilage Geisteswissenschaften).

<sup>5</sup> Cord-Friedrich Berghahn und Renate Stauf sei des Weiteren für die Möglichkeit gedankt, eine Vorfassung der theoretischen Grundsatzüberlegungen in das Jubiläumshft der *Germanisch-Romanischen Monatsschrift* aufzunehmen. Jürgen Paul Schwindt in Heidelberg sowie Bettine Menke in Erfurt (samt Dietmar Schmidt und Helga Lutz) danke ich für die sehr anregenden Gelegenheiten, diese Thesen in ihren (in Erfurt komparatistisch, in Heidelberg althilologisch ausgerichteten) Forschungscolloquien zur Diskussion zu stellen.

Auszeichnung (mit Modifikationen, die aus der Zusammenstellung der Textauszeichnungen hervorgehen) den zugrundeliegenden Editionen, die jedoch durchgängig in Antiqua-Schrift zitiert werden, auch dort, wo sie in Fraktur gesetzt sind. Kapitälchen als Textauszeichnung sind dabei doppelt belegt: in Zitaten stehen sie für lateinische Schrift bzw. Antiqua-Schrift im zitierten Originaltext, sofern dieser überwiegend in Kurrentschrift bzw. Fraktur steht; außerhalb von Zitaten sind durch Kapitälchen die Leitfragen der Liebesbrief-Forschung markiert.

Jean Paul Friedrich Richter wird im ersten Teil, in dem er vor allem als Person der Literatur- und Wissenschaftsgeschichte auftritt, mit dem von ihm selbst gewählten Pseudonym Jean Paul aufgeführt, im zweiten und dritten Teil, worin er vor allem als Korrespondent im Briefnetzwerk agiert, beziehe ich mich auf ihn unter seinem Nachnamen »Richter«, mit dem er seine Briefe zumeist unterschreibt. Die Sigle »J.P.« bei Ergänzungen in eckigen Klammern bezieht sich auf den Verfasser der Studie, nicht auf ihren Protagonisten. Der Asteriskus als Index, der auf Leitbegriffe im Fragenkurrikulum verweist, wird auf S. 86 erläutert, die mit Asterisken ausgezeichneten Verweise werden im entsprechenden Register am Ende zusammengestellt.

# I Theorie der editorischen Praxis



## I.1 Theoretische Philologie als methodische und disziplinäre Option

### Zusammenfassung

In der Formierungszeit der philologischen Disziplinen gab es einen intensiven Austausch zwischen praktischen und theoretischen Entwürfen der Philologie. Dies änderte sich im Lauf des 19. Jahrhunderts. Philologie und Literaturtheorie gingen nunmehr getrennte Wege. Normalerweise wird dies mit dem Erfolg des philologischen Positivismus erklärt. Vertreter einer theorieorientierten Philologie wie August Böckh (1785–1867) waren jedoch keine Anti-Positivisten. Der theoretische Impuls verschwand nicht, sondern ging in eine theoretisch reflektierte Praxis auf. Für die Gegenwart, die ein neues Interesse an einer Verbindung von Philologie und Theorie zeigt, kann Böckhs Begriff »Theoretische Philologie« eine methodologische Option darstellen, dessen Potential bisher noch nicht erkannt und ausgeschöpft ist. Diese Formel kann seinerseits nach Böckhs Prinzip der philologischen »Bewährung« auf ihre epistemische Tauglichkeit hin erprobt werden. Dieser Bewährungstest lässt sich paradigmatisch bemessen als praktisches explanatorisches Potential im Rahmen der Erforschung von Gefühlskulturen. Diese philologiepraktische Wendung erlaubt es, die theoretische Frage nach einem realistischen oder konstruktivistischen Entwurf von Philologie neu zu stellen.

### 1. Lesarten philologischer Reflexion

Was eine philologische Frage sei und was sie auszeichne, danach wurde jüngst in einer Publikation gefragt, und zugleich auch danach, ob die Frage nach der philologischen Frage selbst wiederum als eine philologische Frage anzusehen ist.<sup>1</sup> Geht man davon aus, dass es möglich ist, letzteres positiv zu beantworten, dann würde dies ein neues Licht auf jene Stellungnahmen werfen, die im Kontext der in den vergangenen Jahren diskutierten Option einer »Rephilologisierung« der Literaturwissenschaften die Philologie zu positionieren versuchten,<sup>2</sup> indem sie sie in ein spezifisches Verhältnis zu anderen Konzepten des Wissenschafts- beziehungsweise Kultursystems setzten. In einer ganzen Reihe von Publikationen wurden entsprechende Verhältnisse oder Bezüge zwischen der Philologie und einem – offenbar variablen – Konzept (nennen

---

<sup>1</sup> Vgl. Jürgen Paul Schwindt, Einleitung. In: Was ist eine philologische Frage? Beiträge zur Erkundung einer theoretischen Einstellung, hg. von Jürgen Paul Schwindt, Frankfurt/M. 2009, S. 11–21, hier bes. S. 12–14.

<sup>2</sup> Grundlegend zu dieser Debatte: Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung?, hg. von Walter Erhart, Stuttgart, Weimar 2004.

wir es ein Dispositiv<sup>3</sup>) hergestellt: von der »Einrichtung der Philologie« ist die Rede,<sup>4</sup> vom »Ethos der Philologie«,<sup>5</sup> aber auch von der »Macht der Philologie«<sup>6</sup> und von ihren »Verheißungen«.<sup>7</sup> Mag die zu Grunde liegende Formel auch nicht neu, sondern in der Tradition der Disziplin begründet sein,<sup>8</sup> so bleibt doch ihre Reaktivierung bemerkenswert. Die abgeleiteten Formeln scheinen um ein unausgesprochenes Zentrum des Reflektierens über Philologie zu kreisen. Sucht man indes nach einer gemeinsamen Ausrichtung dieser Reflexion, so wird die vermutete Grundtendenz schon wieder unsicher. Die Annahme, dass das Wissen der Philologie »Reflexionswissen« sei,<sup>9</sup> verweise, so Peter-André Alt, auf ein »intellektuelle[s] und methodische[s] Potential«, dessen Relevanz »über die Horizonte der bloßen Beschreibung« hinausreiche.<sup>10</sup> Die spannungsvolle Konfiguration von Reflexionswissen und Beschreibungshorizont lässt sich in der Tat bereits auf dem Feld der durch diese Überschriften umrissenen wissenschaftlichen Landschaft nachzeichnen, beziehen sich doch die einen auf die innere Organisation der Philologie, die anderen auf deren äußere Wirkung, sei es im Modus einer »Sehnsucht nach Präsenz«<sup>11</sup> sei es im Modus einer in Hinblick auf die Unendlichkeit möglicher

<sup>3</sup> Der Begriff des Dispositivs wird hier und im Folgenden in einem weiteren Sinne verwendet, wie dies jüngst Giorgio Agamben vorgeschlagen hat, einem Sinn, der für die Erforschung von Briefkulturen zugleich problematisch ist und produktiv sein kann (vgl. Agamben, *Was ist ein Dispositiv*, Berlin 2008; die Problematik und der Perspektivenreichtum des Agamben'schen Ansatzes in der Briefkultur ist als ein Sonderfall der entsprechenden Konstellation im Rahmen des *Lebens* anzusehen, vgl. hierzu: Toni Tholen, *Philologie im Zeichen des Lebens*. In: *Philologie und Kultur: Die Germanisch-Romanische Monatsschrift 1909–2009*, hg. von Renate Stauf, Cord-Friedrich Berghahn [Germanisch-Romanische Monatsschrift NF 59.1, 2009], S. 51–64, besonders S. 54; zu den Konsequenzen von Agambens Prognosen im Rahmen von Briefkultur vgl. Renate Stauf, Annette Simonis, Jörg Paulus, *Liebesbriefkultur als Phänomen*. In: *Der Liebesbrief. Schriftkultur und Medienwechsel vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, hg. von Renate Stauf, Annette Simonis, Jörg Paulus, Berlin, New York 2008, S. 1–19, hier bes. S. 17–19). Gegenüber dem Diskurs-Begriff hat der des Dispositivs jedenfalls den Vorzug, nicht allein auf *sprachliche* Strukturen, sondern auch auf schwerer greifbare, amorphe Konstellationen des Lebens beziehbar zu sein.

<sup>4</sup> So lautet ein Kapitel in Heinz Schlaffers facettenreichem Buch *Poesie und Wissen. Die Entstehung des ästhetischen Bewußtseins und der philologischen Erkenntnis* (Frankfurt/M. 1990, S. 159–178).

<sup>5</sup> Hartmut Laufhütte, *Vom Ethos der Philologie*. In: *Euphorion* 97, 2003, S. 265–283.

<sup>6</sup> Hans Ulrich Gumbrecht, *Die Macht der Philologie*, Frankfurt/M. 2003.

<sup>7</sup> Peter-André Alt, *Die Verheißungen der Philologie*, Göttingen 2008.

<sup>8</sup> Vgl. z.B. Hans Reichardt, *Die Gliederung der Philologie*, Tübingen: Fues 1846; Friedrich Heerdegen, *Die Idee der Philologie. Eine kritische Untersuchung vom philosophischen Standpunkt aus*, Erlangen: Deichert 1879.

<sup>9</sup> Alt, *Die Verheißungen der Philologie*, S. 5 u.ö.

<sup>10</sup> Ebd.

<sup>11</sup> Zur Kritik Alts an der von Gumbrecht beschworenen »Sehnsucht nach Präsenz« vgl. ebd., S. 13–14; im Anschluss an Sartre argumentiert Alt, die von Sprache (als dem

Verknüpfungen offenen Erwartung. Eine Prägung Friedrich Schlegels aufnehmend, charakterisiert Alt die »konstruktive Leistung der Philologie« dabei als das Resultat ihrer Eigentümlichkeit als »synthetische« Wissenschaft.<sup>12</sup>

Das in Frage stehende gemeinsame Zentrum der philologischen Reflexion könnte, so will ich im Folgenden argumentieren, in der Tat wenn nicht in einer Synthese so doch wenigstens in einer Integration der widerstrebenden Tendenzen bestehen, im Entwurf einer autoreflexiven Philologie, die Einrichtung und Verheißung, Macht und Ethos sowie die *Praxis* der Philologie (in einem Sinn, der noch zu bestimmen sein wird) vereinigen würde. Als terminologische Optionen stehen die einer Theorie der Philologie und die einer Theoretischen Philologie bereit. Diese Optionen sind nicht notwendigerweise konvergent. Als Prolegomena zu einer (Neu-)Positionierung der Philologie, welche mögliche Abweichungen zwischen diesen beiden Optionen in Rechnung stellt, sind die nachfolgenden Ausführungen zu verstehen. Methodologisch wäre dies als Beitrag zu einer »Metaphilologie« zu begreifen;<sup>13</sup> der Hypothese einer produktiven Differenz zwischen den Konzepten ›Theorie der Philologie‹ respektive ›Theoretische Philologie‹ wäre damit noch nicht vorgegriffen.

## 2. Vermessung einer Lücke

»Das Interesse an Theorie ist in der Philologie keine feste Größe«, so konstatieren Lutz Ellrich und Nikolaus Wegmann 1990 in einem Beitrag<sup>14</sup> zu Paul de Mans Versuch einer Fundierung der Philologie im archimedischen Punkt des »theoretischen Lesens«. <sup>15</sup> Phasen der intensiven Theorieproduktion hätten sich stets, so die Verfasser, mit solchen der polemischen Distanz abgelöst.<sup>16</sup> Die deskriptive philologiehistorische Beschreibung, die immer nur

---

Gegenstand der Philologie) geschaffene Präsenz könne aufgrund der Unendlichkeit der »durch ihre eigenen Regeln der Verknüpfung« geschaffenen Bezüge immer nur »begrenzt« sein (S. 14).

<sup>12</sup> Ebd., S. 27.

<sup>13</sup> Den Begriff »Metaphilologie« verwendet Wolfgang Rapp in seiner Studie (Diss. Konstanz 1999) »*Sprachdeuteyens. Mikrologische Aufsätze zum Schreibverfahren Karl Philipp Moritz*« (urn:nbn:de:bsz:352-opus-6797, Datum des Zugriffs: 30.04.2012), S. 48.

<sup>14</sup> Lutz Ellrich, Nikolaus Wegmann, Theorie als Verteidigung der Literatur? Eine Fallgeschichte: Paul de Man. In: DVjs 64, 1990, S. 467–513, hier S. 467.

<sup>15</sup> Paul de Man, The Resistance to Theory. In: de Man, The Resistance to Theory, Minneapolis: University of Minnesota Press 1986, S. 3–20; zur Abwägung der Konsequenzen, die sich aus einer Entscheidung für oder gegen eine solche philologische Positionierung (bzw. die entgegengesetzte pragmatische Variante) für Editionen ergeben vgl. Gumbrecht, Die Macht der Philologie, S. 48–49.

<sup>16</sup> Ellrich, Wegmann, Theorie als Verteidigung der Literatur, S. 467.

selektiv und repräsentativ sein kann,<sup>17</sup> verlangt – erstens – nach immer neuer Bestätigung und – zweitens – nach einer philologiehistorischen Erklärung. Holger Dainat geht – mit Blick auf deutsche Verhältnisse – davon aus, dass »[d]ie weit verbreitete positivistische Praxis in der Philologie [...] in Deutschland ohne Theoretisierung« auskomme, so dass sich »spätere Theoriediskussionen zumeist auf französische oder englische Konzepte beziehen, was zur Folge hat, dass es in Deutschland so gut wie keinen Widerstand gegen eine äußerst negative Bewertung des ›Positivismus‹ gibt. ›Positivisten‹ sind hier immer die Anderen.«<sup>18</sup> Zumindest auf der weltzugewandten Seite der Wissenschaft in ihrer aktuellen Konfiguration scheint sich der Befund zu bestätigen. Theorie und Philologie bilden ein Begriffspaar, dessen Überschneidungsbereich gegenwärtig klein ist. Dies zeigt sich besonders deutlich an den Rändern des philologischen Repräsentationsraumes, in Lexikonartikeln und Internet-Auftritten. Auf solch ›popularphilologische‹ Belege soll sich die Argumentation zunächst stützen. In dem bei Studierenden wie Lehrenden und Forschenden gleichermaßen beliebten *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie* zum Beispiel fehlt ein Artikel ›Philologie, wohingegen der traditionelle Schwesterbegriff ›Philosophie‹ sehr wohl vertreten ist, nämlich als Artikel zum Lemma ›Philosophie und Literatur‹ von Herbert Grabes.<sup>19</sup> Dieser schreibt eine kurze Geschichte der Theoretizität unter Aussparung der Philologie, deren Pointe in der Engführung der gleichermaßen halt- und grundlos gewordenen ontologischen und narrativen Ordnungen unter anderem in einem Text wie Jacques Derridas *La Carte postale* besteht,<sup>20</sup> einem Text also, in dem geradezu paradigmatisch ein philologischer Gegenstand der philosophischen Dekonstruktion unterworfen wird, was eine theoretisch-philologische Reaktion geradezu herausfordert. Aber auch wenn im lexikalischen Dispositiv die Rechnung von Ein- und Ausschluss, von disziplinärer Zu- und Abschreibung ohne den Wirt (der Philologie) gemacht wird: in der Rechnung selbst taucht die Disziplin dennoch auf, allerdings eben nur als abhängige Größe. Die Philologie tritt somit ins zweite Glied der Theorie zurück, erscheint als Funktion anderer, der Lemmatisierung würdigerer Begriffe, zum Beispiel – wie zur Bestätigung der These Dainats – des Positivismus (bzw. allgemeiner: der Philosophie). Dabei wird der Verdacht des Positivismus, zumindest nach Auskunft des Metz-

---

<sup>17</sup> Bei Wegmann und Ellrich sind die Theoretiker (vertreten durch Wolf, Böckh, Fr. Schlegel und Ast) auf historisch eher überzeichnende Weise in der Überzahl gegenüber den Theorieskeptikern, die einzig durch Otto Jahn repräsentiert sind, was freilich nur darauf hinweist, wie eintönig Theorieskepsis gegenüber dem Theoriepluralismus bereits in der philologischen Gründerzeit ist.

<sup>18</sup> Holger Dainat, Der Umgang der germanistischen Literaturwissenschaft mit ihren Grenzen. In: Grenzen der Germanistik, S. 6–22, hier S. 11.

<sup>19</sup> Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie, hg. von Ansgar Nünning. 2. Auflage, Stuttgart, Weimar 2001, Artikel Philosophie und Literatur, S. 504–506.

<sup>20</sup> Ebd., S. 505.

ler'schen Lexikons, hinsichtlich der Philologie einerseits als »Bezeichnung eines bestimmten historischen Paradigmas innerhalb der Geschichte der Wissenschaft im allgemeinen wie der Philologie im besonderen verwendet«, andererseits aber auch »zur wertenden, wo nicht polemischen Kennzeichnung aktueller Tendenzen des Fachs« benutzt, wobei als »positivistisch in diesem Sinne« eine »theoriekritische bzw. -feindliche Haltung, die Beschränkung aufs Sammeln bloßer Fakten oder der Verzicht auf methodische Reflexion« zu gelten habe.<sup>21</sup> Zwar wird nun der Positivismus des 19. Jahrhunderts durchaus vom Vorwurf der Theorie-Defizienz freigesprochen, ein theoretischer Impetus wird dann aber doch nur den philosophischen Entwürfen des Positivismus zugestanden, während für den philologischen Positivismus allenfalls konzediert wird, dass »das von der positivistischen Editionsphilologie bereitgestellte Material ein nach wie vor sehr wertvolles Hilfsmittel zur Textinterpretation« darstelle.<sup>22</sup> Philologischer Positivismus wäre also theoriefreies Handeln, reine Praxis. Wenn zu diesem Handeln Theorie hinzutritt, so das gängige Bild, entsteht Literaturwissenschaft beziehungsweise Literaturtheorie. Dabei besteht offensichtlich keine notwendige Verbindung zwischen den Sphären. Literaturwissenschaft und Literaturtheorie sind aus der Perspektive der Literatur- und Kulturtheorie durchaus denkbar ohne vorgängige philologische Praxis. Das bereitgestellte Material ist »wertvoll«, aber weder ist es zur epistemologischen Reflexion notwendig, noch ist die Art und Weise der Materialerhebung theorierelevant.

Kehren wir zunächst zu den eingangs erwähnten, implizit philologietheoretischen neueren Studien und zu ihren Verfassern zurück; diese stehen – zumindest zum größeren Teil – schwerlich im Ruf der philologischen Leisetreteri. Umso auffälliger ist die subjektive Verankerung ihrer jeweiligen Zugangsweisen. Heinz Schlaffer und Hans Ulrich Gumbrecht inszenieren ihre Blicke auf das Phänomen Philologie aus einer individuellen, biographischen Positionierung heraus,<sup>23</sup> während die Beiträge von Laufhütte und Alt aus Vorlesungen anlässlich des Austritts *aus* bzw. des Eintritts *in* akademische Institutionen der Philologie hervorgegangen sind, sie gehen also auf Situationen zurück, die traditionell Raum zur persönlichen Stellungnahme lassen.

Man mag den hierbei aufscheinenden Lebensbezug der Philologie als Ausdruck einer Hinwendung der Philologie zum Leben (als wissenschaftlichem Gegenstand und als Faktum) betrachten, wie sie in jüngster Zeit zur

---

<sup>21</sup> Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie, Art. Positivismus (Andreas Kablitz), S. 515–517, hier S. 515.

<sup>22</sup> Ebd.

<sup>23</sup> Vgl. Schlaffer, *Poesie und Wissen*, S. 7, und Gumbrecht, *Die Macht der Philologie*, S. 9–10, S. 14–15 u.ö.; vgl. auch die virtuose Inszenierung des wissenschaftlichen Subjekts zu Beginn von Gumbrechts Sammlung *Dimensionen und Grenzen der Begriffsgeschichte* (München 2006), bes. S. 7–36.

Forderung erhoben wurde;<sup>24</sup> die Symptomatik eines solchen philologietheoretischen Subjektivismus verweist in der Tat wohl weniger auf einen fundamental erkenntnistheoretischen als vielmehr auf einen strategisch subversiven Subjektivismus: die ›popularphilologisch‹ festgeschriebenen Grenzen werden gleichsam untertunnelt, in *Richtung auf* die Erschließung einer ›transzendentalphilologischen‹ Position.<sup>25</sup> Somit mehren sich die Indizien dafür, dass auch auf dem Feld der Philologie veränderte Fragestellungen zu einer – einstweilen noch unbenannten – disziplinären Neuordnung führen könnten.

Das von Nikolaus Wegmann geforderte Interesse der Philologie (also der Philologen) an Theorie könnte daher münden in die Forderung nach mehr Theorie der Philologie (als methodische Option) oder im methodologischen und institutionellen Postulat der Etablierung einer Theoretischen Philologie. Gegenüber der Option ›Theorie der Philologie‹ ergäbe sich dabei eine Umakzentuierung, zumindest nach Maßgabe der grammatikalischen Konstruktion: Theorie der Philologie *kann* zwar auch selbst Philologie sein, muss es aber nicht, während Theoretische Philologie<sup>26</sup> in jedem Fall zugleich und primär Philologie ist, weil das Theoretische hier ja grammatikalisch eine Eigenschaft des Philologischen ist.

Die Option ›Theoretische Philologie‹ verfügt dabei über ein höheres Maß an Optionalität, und zwar deshalb, weil sie in jüngerer Zeit kaum oder gar nicht in Anspruch genommen wurde. Dies überrascht namentlich dann, wenn man die Begriffsfügung in Beziehung setzt zu den etablierten Labels ›Theoretische Physik‹, ›Theoretische Chemie‹, ›Theoretische Biologie‹, ›Theoretische Linguistik‹, ›Theoretische Informatik‹ und ›Theoretische Philosophie‹, also zu den Namen von akademischen Teildisziplinen sehr unterschiedlichen akademischen Alters.<sup>27</sup>

Die gegenwärtige Unsichtbarkeit einer Theoretischen Philologie wird erneut besonders deutlich auf der popularphilologischen Ausenseite der Wis-

---

<sup>24</sup> Vgl. Ottmar Ette, *ÜberLebenswissen. Die Aufgabe der Philologie*, Berlin 2004, sowie Tholen, *Philologie im Zeichen des Lebens*.

<sup>25</sup> Im Sinne der geläufigen »towards a theory of ...«-Formel wissenschaftlicher Publikationen; signifikant verzeichnen die Bibliothekskataloge unter diesem Titelanfang u.a. linguistische, soziologische, politikwissenschaftliche, informationswissenschaftliche, glaciologische, philosophische, kaum aber philologische Ansätze auch nur im weiteren Sinne.

<sup>26</sup> Als disziplinäre und methodische Option habe ich den Begriff erstmals im Jubiläumshft der *Germanisch-Romanischen Monatsschrift* vorgeschlagen, vgl. Jörg Paulus, *Theoretische Philologie. Annäherung an eine disziplinäre und methodische Leerstelle*. In: Stauf, Berghahn, *Philologie und Kultur*, S. 33–50.

<sup>27</sup> Teildisziplin ist hier und im Folgenden als Äquivalent zum von Daryl Chubin geprägten Begriff *subfield* in der Klassifikation wissenschaftlicher Disziplinen gebraucht, (*discipline, subfield, speciality, subspeciality*), vgl. Daryl E. Chubin, *State of the Field: the Conceptualization of Scientific Specialities*. In: *Sociological Quarterly* 17, 1976, S. 448–476.

senschaft. Die von den Internet-Suchmaschinen präsentierten Zahlenverhältnisse sprechen für sich: Bei einer allgemeinen, das gesamte Netz einbeziehenden Google-Suche<sup>28</sup> für die Begriffskombination der »Theoretischen Physik« (in der flektierten Form, mit Anführungszeichen vor dem ersten und nach dem zweiten Begriff) bzw. für die Formulierung »Theoretische Physik« (im Nominativ) ergeben sich (hier und im Folgenden jeweils gerundete) 76.400 respektive 624.000 Einträge; für die Begriffskombination einer »Theoretischen Chemie« bzw. »Theoretische Chemie« 12.100 respektive 227.000 Einträge; für die analogen Begriffskombinationen der Informatik 33.800 bzw. 216.000 Einträge, der Philosophie 20.800 bzw. 30.200, und auch für die Linguistik ergeben sich immerhin noch 2.700 bzw. 17.100 Nachweise.<sup>29</sup> Die Begriffsbildung einer »Theoretischen Philologie« zeitigt hingegen keinen einzigen Beleg, für den Nominativ »Theoretische Philologie« ergibt sich genau ein einziger, der aus einem im Jahr 1850 publizierten Text stammt und in einem spezifisch historischen Kontext zu verstehen ist, der im nächsten Abschnitt dieses Kapitels umrissen wird.<sup>30</sup>

Diese Zahlen sind natürlich ein Spiegel der historischen Bewegungen im akademischen Feld, der Etablierung (und Nicht-Etablierung) der erwähnten Teildisziplinen, allen voran der Theoretischen Chemie und der Theoretischen Physik.<sup>31</sup> Im Unterschied zu Physik und Chemie stand die Philologie im 18.

---

<sup>28</sup> Groß- und Kleinschreibung beeinflusst das Ergebnis bekanntlich nicht; eine ergänzende Recherche in Stichproben, die ich in anderen allgemeinen Suchmaschinen wie *Alexa*, *Visio* oder *Exalead* sowie in Metasuchmaschinen wie *Metacrawler* durchgeführt habe, erbrachte für die vorliegende Fragestellung keine signifikant anderen Ergebnisse.

<sup>29</sup> Google-Suche, Suchergebnisse jeweils vom 1.3.2010.

<sup>30</sup> Eine bibliographische Statistik auf der Grundlage von Suchergebnissen des *Karlsruher Virtuellen Katalogs* (KVK) ergibt – im verkleinerten Maßstab – in der Zeitschriftenbibliographie ähnliche Zahlenverhältnisse: 36 Zeitschriften mit »Theoretische Physik« im Titel stehen acht Zeitschriften mit »Theoretische Chemie« im Titel und vier Zeitschriften mit »Theoretische Informatik« im Titel gegenüber. Zeitschriften mit »Theoretische Philologie« im Titel sind hingegen nicht nachweisbar. Der Versuch wurde vor der Publikation meiner in Fußnote 31 erwähnten Ideenskizze zur Theoretischen Philologie durchgeführt.

<sup>31</sup> Die Chemie war die Avantgarde-Wissenschaft hinsichtlich der Inanspruchnahme des Theorie-Titels; für sie wurde seit dem frühen 18. Jahrhundert die Differenzierung in einen theoretischen und einen praktischen Aspekt grundlegend (vgl. Mary Jo Nye, *From Chemical Philosophy to Theoretical Chemistry. Dynamics of Matter and Dynamics of Disciplines, 1800–1950*, University of California Press 1993, S. 36–40; Nye weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass ähnlich wie für die Chemie auch für die Astronomie die Differenzierung in einen theoretischen und einen praktischen Aspekt grundlegend wurde, S. 36). Auffällig ist in diesem Zusammenhang auch die allmähliche Etablierung der Formulierung Theoretische Chemie auf dem akademischen Buchmarkt: als Titel von Publikationen findet sie sich im deutschsprachigen Bereich zunächst in lateinischer Sprache, so in Georg Wolfgang Wedels *Compendium Chymiae Theoreticae et Practicae* (Jena: Bielcki 1715), später in Übersetzungen wie der von Louis

Jahrhundert unter keinem Abgrenzungsdruck. Die antiquarischen und altertumswissenschaftlichen Diskurse der Zeit Winckelmanns und Christian Gottlob Heynes sind Teil einer idealistischen Wissenschaftskonzeption, in der Philologie als Organ der Vergegenwärtigung des Altertums gleichsam *über*

---

Bernard Guyton de Morveaus, Hugues Marets und Jean François Durandes *Eléments de Chymie, théorique et pratique* (Dijon 1777/78), die unter dem Titel *Anfangsgründe der theoretischen und praktischen Chemie* 1779 bis 1780 in drei Bänden bei Crusius in Leipzig erschien, übersetzt von Christian Ehrenfried Weigel, der den Text mit Anmerkungen und Literaturverweisen für deutschsprachige Leser versah. Zwei Jahrzehnte später folgte Johann Friedrich August Göttlings *Handbuch der theoretischen und praktischen Chemie*, das in 1798–1800 drei Teilen in der Jenaischen Akademischen Buchhandlung erschien, weitere zehn Jahre später erschien David Hieronymus Gründels *Handbuch der theoretischen Chemie* (Dorpat 1808) sowie Friedrich Strohmeyers *Grundriß der theoretischen Chemie* (2 Bde, Göttingen: Röwer 1808), in den folgenden Jahren eine ganze Reihe weitere Werke bis hin zu Leopold Gmelins *Handbuch der theoretischen Chemie* (zuerst Frankfurt/M. 1817), das sich als Standardwerk durchsetzte (vgl. auch Bettina Haupt, *Deutschsprachige Chemielehrbücher (1775–1850)*, Stuttgart 1987, insbes. S. 317–318). In diesem Prozess findet zugleich eine allmähliche Abgrenzung vom Begriff der »philosophischen Chemie« statt, der immerhin noch in Gmelins Handbuch von 1817 als Synonym zur »theoretischen« Chemie verwendet wird (S. 3). Die Etablierung der Theoretischen Chemie auf mathematischer Grundlage fand erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts statt, nunmehr nicht mehr in Abgrenzung von der Disziplinierung der Chemie in der philosophischen Fakultät sondern in Angleichung an die Physik (vgl. Nye, *From Chemical Philosophy to Theoretical Chemistry, Part II: Physical Chemistry as Theoretical Chemistry*, S. 105–223). Ihr folgte seit den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts die Konvergenz von Theoretischer Chemie und Theoretischer Physik im Zeichen der Quantenchemie (vgl. ebd., S. 227–261). Die Physik folgte der Chemie in der ersten Phase der Namensprägung der theoretischen Teildisziplinen nach, vermutlich weil sie *per se* als theoretisch galt (vgl. ebd. S. 36). Eine Abgrenzung von der philosophischen Fakultät war daher offenbar auch weniger dringlich, so dass sich – im angelsächsischen Sprachraum – der Oberbegriff »Natural Philosophy« für Darstellungen der theoretischen Physik sehr viel länger halten konnte – bis hin zu dem grundlegenden Werk von Lord Kelvin *Treatise on Natural Philosophy*, das dann aber in der bei Vieweg in Braunschweig erschienenen deutschen Übersetzung den Titel einer »theoretischen Physik« erhielt (vgl. Mary Jo Nye, S. 37). Als Begriffskombination taucht »theoretische Physik« jedoch schon ein Jahrhundert früher auf und zwar in der universitären Differenzierung der Disziplinen. Den Experimentalvorlesungen an den Universitäten treten im Verlauf des 18. Jahrhunderts Veranstaltungen zur Seite, die mit Begriffen einer »dogmatischen« bzw. alternativ dazu einer »theoretischen Physik« angekündigt werden (vgl. Kathrin M. Olesko, *The Emergence of Theoretical Physics in Germany: Franz Neumann and the Königsberg School of Physics 1830–1890*, Cornell University Press 1980; Rudolf Stichweh, *Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740–1890*, Frankfurt/M. 1984, S. 338). Ein Lehrstuhl für theoretische Physik ging zum Beispiel 1773 an der Universität Würzburg (im Zuge der Auflösung des Jesuitenordens) aus einer vorausgehenden Professur für »aristotelische Physik« hervor (vgl. Stichweh, *Zur Entstehung*, ebd.). Um 1865 beginnt dann die spezifische Etablierung der theoretischen Physik als einer mathematisch ausgerichteten Grundlagenwissenschaft, deren Integration als grundlegende Teildisziplin der Physik um 1900 als abgeschlossen angesehen werden kann.

aller Theoretizität steht. Die darauf folgende Etablierung der Philologie (in ihrem modernen Sinn) nach 1800 ist dann gekennzeichnet von einem zunehmenden Verschwinden der Theorie: die Philologie sinkt gleichsam *unter* die Linie der Theoriewürdigkeit. Der philologische Positivismus der 1880er bis 1910er Jahre erhebt den Verzicht schließlich zum Prinzip und verklärt ihn zum Verdienst.<sup>32</sup>

Bemerkenswert für das 20. Jahrhundert ist in dieser Hinsicht allein, dass eine der Theoretischen Linguistik analoge Neubestimmung der Disziplin nicht stattfand (in welchem Verhältnis diese Nicht-Konstitution zur Etablierung von Einrichtungen der Editionswissenschaft – neben den traditionellen der Editionspraxis – und dem Aufkommen der Literaturtheorie steht, wäre eigens zu klären<sup>33</sup>). Jedenfalls aber bleibt das bloße Konstatieren der bezeichneten Leerstelle, beziehungsweise das digitale Ausloten des begrifflichen (Beinahe-) Leerraums fruchtlos, solange das spezifische *Phänomen*, das aus der Begriffsbildung hervorgehen soll, ohne historische und systematische Anbindung bleibt.

---

<sup>32</sup> Vgl. den umfassend informierenden Band *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert* (hg. von Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp), für den vorliegenden Zusammenhang vor allem die Beiträge von Uwe Meves (Zum Institutionalierungsprozeß der Deutschen Philologie: Die Periode der Lehrstuhlerichtung, S. 115–203) und Nikolaus Wegmann (Was heißt einen »klassischen Text« lesen? Philologische Selbstreflexion zwischen Wissenschaft und Bildung, S. 334–450).

<sup>33</sup> Vgl. hierzu Rüdiger Nutt-Kofoth, Philologie, Editionswissenschaft und Literaturwissenschaft. In: *Die Herkulesarbeiten der Philologie*, hg. von Sophie Bertho und Bodo Plachta, Berlin 2008, S. 25–44, hier S. 38–44.

### 3. August Böckh und die Idee einer Theoretischen Philologie

Wo immer in historischer oder systematischer Perspektive die Rede auf bereits vorhandene Ansätze zu einer Theorie der Philologie kommt, fällt nahezu zwingend der Name der großen philologischen Gründerfigur August Böckh (1785–1867).<sup>34</sup> Bezugstext bildet dabei in erster Linie die (in erster Auflage) von Ernst Bratuscheck auf der Basis von zwischen 1809 und 1865 gehaltenen Vorlesungen Böckhs herausgegebene *Enzyklopädie und Methodenlehre der philologischen Wissenschaften*, deren »Erster Hauptteil« den Titel trägt »Formale Theorie der philologischen Wissenschaften«.<sup>35</sup> Darin präsentiert Böckh den Entwurf eines aus »Theorie der Hermeneutik« und »Theorie der Kritik« zusammengeführten Programms,<sup>36</sup> das indes seiner spezifischen Ausrichtung beraubt wird, wenn man es unter die Friedrich-Schlegel'sche Formel einer »Philosophie der Philologie« fasst, die am Modell einer »Wissenschafts-Kunst« errichtet wird und in theoretischen Aporien endet, aus denen Böckh gerade Auswege

---

<sup>34</sup> Zwischen den konkurrierenden Schreibweisen Böckh und Boeckh hat sich die erstere zuletzt durchgesetzt (für diesen Hinweis danke ich Jürgen Paul Schwindt, Heidelberg); in Hinblick auf die Gegenwärtigkeit Böckhs für die Theoriebildung hat sich die Lage seit 1979 zum Positiven geändert; damals nämlich konnte Ingrid Strohschneider-Kohrs noch konstatieren, »kaum irgendwo [...] in modernen literaturwissenschaftlichen Diskussionen« fänden sich – im Zusammenhang der Frage nach »systematisch durchdachte[n] Theorien wissenschaftlicher Textauslegung« – »Hinweise auf August Boeckh und die Leitgedanken, die seine Theorie der Hermeneutik, seine Interpretationslehre bestimmen« (Ingrid Strohschneider-Kohrs, *Der Interpretationsbegriff von August Boeckh*. In: Strohschneider-Kohrs, *Poesie und Reflexion. Aufsätze zur Literatur*, Tübingen 1999, S. 431–453, zuerst unter dem Titel *Textauslegung und hermeneutischer Zirkel. Zur Innovation des Interpretationsbegriffes von August Boeckh* in: *Philologie und Hermeneutik*, hg. von Hellmut Flashar und Karlfried Gründer, Göttingen 1979, S. 84–102). Immerhin ist es Böckh, der im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* (hg. von Joachim Ritter, Karlfried Gründer und Gottfried Gabriel) die Philologie im Artikel »Theorie« repräsentiert (Bd. 10, 1145); vgl. weiterhin: Schlaffler, *Poesie und Wissen*, S. 183–184; Wegmann, *Was heißt einen »klassischen Text« lesen?*, S. 371–384; Tom Kindt, Hans-Harald Müller, *Die Einheit der Philologie*. In: *Grenzen der Germanistik*, S. 26–29, sowie umfassend: Axel Horstmann, *Antike Theoria und moderne Wissenschaft. August Boeckhs Konzeption der Philologie*, Frankfurt/M., Berlin, Bern, New York, Paris, Wien 1992.

<sup>35</sup> Leipzig: Teubner 1877; vgl. den unveränderten reprographischen Nachdruck der zweiten, von Rudolf Klussmann herausgegebenen Auflage (Leipzig: Teubner 1886): Darmstadt 1966, der jedoch nur den genannten ersten Hauptteil enthält; vgl. kritisch hierzu Horstmann, *Antike Theoria und moderne Wissenschaft*, S. 14–15; zur Zuverlässigkeit der von Bratuscheck und Klussmann vorgelegten Textfassungen vgl. ebd., S. 23–24.

<sup>36</sup> Vgl. Strohschneider-Kohrs, *Der Interpretationsbegriff von August Boeckh*, S. 437, sowie G. Pflug, *Hermeneutik und Kritik. August Boeckh in der Tradition des Begriffspaares*. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 19, 1975, S. 138–196.

sucht.<sup>37</sup> Die auf das ›Innere‹ der Wissenschaft hin ausgerichtete Reflexionsform dieses Programms, das sich an Studierende des Fachs wendet (und sich dabei gleichsam selbst genügt), bleibt in dieser Hinsicht ›blind.

Über das Verhältnis der Philologie zur Philosophie äußert sich Böckh hingegen ganz dezidiert in einer Rede, die er anlässlich der Versammlung Deutscher Philologen 1850 in Berlin gehalten hat. Böckhs unter dem Titel *Rede zur Eröffnung der elfften Versammlung Deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten, gehalten zu Berlin am 30. September 1850* gedruckter Vortrag<sup>38</sup> entstand im Windschatten der Märzereignisse von 1848, deretwegen die Philologen-Versammlung sogar verschoben werden musste. Böckh vertritt in seiner Rede, in der er gleich zu Beginn die Sorgen seiner zusammengeströmten Kollegen in Anbetracht der möglichen »Störung« durch »das Gewühl einer großen Hauptstadt« zu zerstreuen sucht,<sup>39</sup> einen gesellschaftlichen Avantgardestatus der Wissenschaften im Allgemeinen und der Philologie im Besonderen: In ihr, so schreibt er, sei »die innere Einheit des Volkes längst gegeben und jede Sonderbestrebung aufgehoben gewesen [...].«<sup>40</sup> Und auch wenn den politischen »Hoffnungen nicht diejenige Erfüllung zuteil geworden« sei, »die einen Ersatz für die Leiden der Vergangenheit hätten gewähren können«,<sup>41</sup> so sieht Böckh doch nun die Voraussetzung für gegeben an, »unbeschadet unserer innigen Theilnahme an den Geschicken des Vaterlandes« unter Absehung von jeder »politische[n] Beziehung« nach den gemeinsamen Grundlagen philologischen Wissens zu forschen.<sup>42</sup>

Bei aller Betonung philologiegestifteter Einheit (in wissenschaftlicher und politischer Perspektive) durchzieht ein scharfes Bewusstsein der Limitierung, eine kritische Differenzierung zwischen notwendigen und kontingenten Kategorisierungen den Text. Bereits der erste Satz verweist – im Rückblick auf die vorherige Versammlung der »Philologen-Zunft« im altehrwürdigen Zentrum des Humanismus Basel – auf die Verschränkung zwischen realen und imaginären (Sprach-, Kultur- und Landes-) Grenzen. Desweiteren reflektiert er die Versuche der wissenschaftlichen Gesellschaft, vor der er spricht, sich nach außen hin abzugrenzen, eine Bemühung, die aus seiner Sicht fruchtlos ist, da Ausschluss und Einschluss von Individuen sich aus der Tätigkeit selbst ergeben müssten anstatt dieser voranzugehen. Böckh unterscheidet zwischen dem »wissenschaftlichen und theoretischen« Aspekt auf der einen, der »prak-

---

<sup>37</sup> Vgl. Wegmann, Was heißt einen ›klassischen Text‹ lesen?, S. 372–373, bes. S. 375 und 380.

<sup>38</sup> Wieder in: August Boeckh's Gesammelte Kleine Schriften, Bd. 2, Reden, gehalten auf der Universität und in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Leipzig: Teubner 1859, S. 184–199.

<sup>39</sup> Ebd., S. 184.

<sup>40</sup> Ebd.

<sup>41</sup> Ebd.

<sup>42</sup> Ebd., S. 185.

tischen Anwendung« auf der anderen Seite,<sup>43</sup> um dann aber umso dezidierter auch diese Abgrenzung in Hinblick auf die Philologie als gegenstandslos zu kennzeichnen: Dieser Gegensatz nämlich verschwinde »bei näherer Betrachtung [...] ganz«, da die praktische Philologie identisch sei mit dem »Erlernen der ersten wissenschaftlichen Gründe [derselben] selbst«, die Praxis hier mithin nichts anderes sei »als der Anfang der Theorie«, wohingegen »in der Anwendung bestimmter [anderer] Wissenschaften auf das Leben« außerhalb des Unterrichts die Praxis keineswegs identisch sei »mit den Anfängen der Theorie«, sondern dieser »theoretischen Philologie« nachfolge.<sup>44</sup>

Der hieraus folgende emphatische und integrale Begriff von Philologie soll es erlauben, »die historische Construction des gesamten Lebens, also sämtlicher Bildungskreise und Erzeugnisse eines Volkes in seinen praktischen und geistigen Richtungen« zu thematisieren, mithin »eine Unendlichkeit von Gegenständen, die kein Einzelner alle mit gleicher Tiefe wird ergründen können [...]«. <sup>45</sup> Aus diesem Grunde bleibe die Philologie, so Böckh, »eine unendliche Aufgabe, deren Lösung wir durch Annäherung entgegengehen, und wenn nicht aus anderen Gründen, wird sie schon aus diesem niemals aufhören und untergehen, weil sie niemals erschöpft und geschlossen werden kann.«<sup>46</sup>

Böckhs Rede bietet für die optionale Begründung einer Theoretischen Philologie wichtige Anhaltspunkte: Zwar kann der auf einen zugleich realistischen und romantischen Welt- und Wissensbegriff gegründete wissenschaftliche Totalitätsanspruch, der hier mit der Klassischen Philologie einhergeht, von einer Theorie, die Nietzsches philologiekritische Wendung ebenso wie die Repräsentationskrise des 20. Jahrhunderts bis hin zur Dekonstruktion zu reflektieren hat, allenfalls partiell wieder aufgenommen werden, gerade weil die genannten Umwälzungen zu einem beträchtlichen Teil (sieht man von Nietzsche einmal ab) *außerhalb* von Diskussionszusammenhängen stattfanden, die in einer rekursiven Disziplinierung der Theoretischen Philologie zuzurechnen wären (einer rekursiven Disziplinierung, die derjenigen entspräche, mit der zum Beispiel Isaac Newton heute als Vertreter einer Theoretischen Physik *avant la lettre* behandelt wird).<sup>47</sup> Aber das Ausgenommensein der Philo-

---

<sup>43</sup> Ebd., S. 186.

<sup>44</sup> Ebd., S. 187 (Hervorhebung J.P.)

<sup>45</sup> Ebd., S. 189.

<sup>46</sup> Ebd., S. 190.

<sup>47</sup> Zu Nietzsches wissenschaftshistorischem Ort (namentlich im Verhältnis zu August Böckh und Ulrich von Willamowitz-Moellendorff) und theoriebildender Wirkung in diesem Zusammenhang vgl. Manfred Landfester, Nietzsches »Geburt der Tragödie«. Antihistorismus und Antiklassizismus zwischen Wissenschaft, Kunst und Philosophie. In: »Mehr Dionysos als Apoll«: Antiklassische Antike-Rezeption um 1900, hg. von Achim Aurnhammer und Thomas Pittrof, Frankfurt/M. 2002, S. 89–111; vgl. aber auch Christian Bennes Position, die von einer Permanenz des philologischen Leitbilds

logie aus dem Kanon der Theoretizität erlaubt es zugleich, den Repräsentationsdiskurs an dieser Stelle noch einmal zu hinterfragen.

Dem Totalitätsanspruch der Theorie entspricht bei Böckh das Wissen um die Unhintergebarkeit des Details, das Bewusstsein, »daß nichts in der Wissenschaft so klein ist, um ohne Schaden übersehen zu werden« – man dürfe also, so Böckh, »der Philologie, die nur mit unbewaffnetem Auge des Geistes sehen kann, ihre Mikrologie ebenso wenig verargen als der Naturforschung die Mikroskopie«.48 Der philologische Positivismus *avant la lettre* verbindet sich dabei mit einem Bekenntnis zur Interdisziplinarität, der Böckhs Frontstellung gegen die ältere, formal ausgerichtete Schule des Leipziger Altphilologen Gottfried Hermann, dessen Tod zum Ende der Rede hin betrauert wird,49 deutlich macht, da laut Böckh »fast jede Wissenschaft bei der Philologie, und die Philologie bei jeder sich Rathes erholen könne und müsse.«50 Böckh meint dabei noch um Verzeihung bitten zu müssen »für den philologischen Übermuth, welcher unser Wissen oft über alles andere erhoben, welcher der Philologie in einer ihrer Hauptthätigkeiten, der Kritik, sogar eine besondere Göttlichkeit durch den doch sehr selten bewährten Ehrentitel *diva critica* beigelegt hat«,51 wonach also dieser »Ehrentitel« für Böckh offenbar doch, wenn auch selten, einer philologischen Tat zugesprochen werden kann. Und solche Taten sind es dann, in denen sich die Konvergenz von Philologie und Philosophie offenbart:

Allerdings sind die Philologie und Philosophie schon ihren vielumfassenden Namen nach zunächst und als die allgemeinsten Richtungen des Erkennens einander nebengeordnet und dadurch zugleich geschieden und entgegengesetzt, wie bereits Plotin und seine Schüler ausgesprochen haben: aber dessenungeachtet sind thatsächlich beide sich meist befreundet geblieben, und weit entfernt daß jener Gegensatz ein unauflöslicher sei, wage ich vielmehr zu behaupten, daß beide, auf dem Gebiete des Geistes und abgesehen von der hier nicht in Betracht kommenden Naturphilosophie, von einem entgegengesetzten Ausgangspunkt zu demselben Ergebnis führen müssen, wenn beide den richtigen Weg gehen, und wenn die Philologie, wie sie meines Erachtens soll, vom Einzelnen und durch dasselbe sich zur Idee und über rohe Polyhistorie sich erhebt, und die Philosophie, nicht in bloße Abstraction verloren, mit der Idee das Einzelne durchdringt.<sup>52</sup>

---

in Nietzsches Philosophie ausgeht (Christian Benne, Nietzsche und die historisch-kritische Philologie, Berlin, New York 2005).

48 Böckh, Kleine Schriften, S. 190.

49 Ebd., S. 198; zu den Voraussetzungen und Folgen des philologischen Kräftermessens zwischen Boeckh und Hermann vgl. Horstmann, Antike Theoria und moderne Wissenschaft, S. 101–115.

50 Böckh, Kleine Schriften, S. 193.

51 Ebd., S. 192.

52 Ebd., S. 192; zur »wechselseitigen Abhängigkeit von Philologie und Philosophie« bei Böckh vgl. Horstmann Antike Theoria und moderne Wissenschaft, S. 115–139.

Für den Altphilologen Böckh ist zunächst natürlich das klassische Altertum das Modell einer reichen, philologisch zu erschließenden Welt. Er bekräftigt dies mit einem *a-fortiori*-Argument: Dass »die Grundideen des schöpferischen Geistes und die Urformen des Schönen eine alte Prometheische Mitgabe für die Menschheit« darstellten und dabei »das Alterthum, weil es diese [Mitgabe] mit jugendlicher Begeisterung erzeugt und kräftig ausgeprägt hat«, Böckh zufolge, »einen unvergänglichen Werth für die gesamte Nachwelt behält«,<sup>53</sup> erweist sich gerade dann (und dann eben auch *a-fortiori*), wenn »selbst diejenigen, deren eigener Charakter sich von dem Alterthum am meisten entfernt«, die Vorbildlichkeit des klassischen Altertums anerkennen: »Wer könnte weniger antik sein als Jean Paul? Desto gewichtiger ist es, wenn dieser feinfühlende Humorist sagt: die jetzige Welt versänke unergründlich tief, wenn nicht die Jugend vorher durch den stillen Tempel der großen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zu dem Jahmarkte des späteren Lebens nähme.«<sup>54</sup> In der Einleitung zur *Enzyklopädie und Methodenlehre der philologischen Wissenschaften* »Die Idee der Philologie oder ihr Begriff, Umfang und höchster Zweck« greift Böckh gleichfalls auf dieses Zitat aus Jean Pauls *Levana* zurück.<sup>55</sup> Die Bezugnahme auf den Dichter, mit dem Böckh in seiner Eigenschaft als Mitredakteur der fünften Abteilung (Philologie, Historie, Schöne Literatur und Kunst) der *Heidelberger Jahrbücher* just in dem Jahr, in dem er erstmals seine Vorlesung über die Enzyklopädie der Philologie hielt, korrespondierte, steht also an einem Verzweigungspunkt, an dem die populäre und die enzyklopädische Darstellung zusammenlaufen. Freilich modifiziert Böckh in der *Enzyklopädie*-Einleitung die Charakterisierung Jean Pauls in einem Punkt: »Und Jean Paul ist doch ein ganz moderner Mensch«,<sup>56</sup> so heißt es an der Stelle der *Enzyklopädie*, wo in der *Rede* gefragt wird: »Wer könnte weniger antik sein als Jean Paul?« Die Grenze zwischen Antike und Moderne wird also von der jeweils anderen *Grenzseite* aus betrachtet. Die Grenzziehung der *Enzyklopädie* wird dabei noch zusätzlich unterstrichen durch die nachgerade anti-philologische Inquit-Formel an dieser Stelle: »Jean Paul sagt irgendwo.«<sup>57</sup> Neben diesen Modus des unscharfen Zitierens sowie den streng philologischen Zitiermodus, der sich auf den zentralen Gegenstandsbereich der Reflexion bezieht (nämlich den der klassischen Autoren des Altertums sowie die diesbezüglichen

<sup>53</sup> Böckh, *Kleine Schriften*, S. 197.

<sup>54</sup> Ebd., S. 198. Das Jean-Paul-Zitat stammt aus dessen *Levana oder Erziehungslehre* (Braunschweig: Vieweg 1807), vgl. Jean Paul, *Sämtliche Werke*. 10 Bde. in 2 Abteilungen, hg. von Norbert Miller, München, Wien, 1959–1985, Abt. I, Bd. 5, S. 863.

<sup>55</sup> Böckh, *Enzyklopädie*, S. 32.

<sup>56</sup> Ebd., S. 32.

<sup>57</sup> Ebd. Dies bedeutet freilich nicht, dass Böckh den Begriff der Philologie auf die Klassische Philologie eingeschränkt sehen möchte: in der *Enzyklopädie* weist er diese Möglichkeit wie überhaupt alles Setzen »willkürlicher Schranken« ganz ausdrücklich zurück (ebd., S. 5).

chen wissenschaftlichen Schriften wie Reichardts *Gliederung der Philologie* von 1846), tritt aber noch ein dritter, verdeckter Modus: die Bezugnahme auf die zahllosen Programme und Reden, die Böckh selbst in seinem Gelehrtenleben gehalten hat und die sich aus der von Bratuscheck im Vorwort beschriebenen Arbeitsweise Böckhs ergibt. Diese autozitativen Bezüge sind in Anmerkungen der Herausgeber teilweise nachgewiesen, wobei auch eine Reihe von Bezügen zur Eröffnungsrede von 1850 hergestellt werden. So taucht zum Beispiel auch die in der Rede präsentierte Idee von der Philologie als einer »unendliche[n] Aufgabe, deren Lösung wir durch Annäherung entgegengehen«, in der *Enzyklopädie*-Einleitung wieder auf: »Die Philologie ist, wie jede Wissenschaft, eine unendliche Aufgabe für Approximation«, so Böckh; man werde in ihr »immer einseitig sammeln, die Vereinigung mit der Speculation nie total zu Stande bringen«, denn auch »speculiren« werde man stets »einseitig; aber die Unvollendetheit ist kein Mangel, ein wirklicher Mangel ist es nur, wenn man sie sich selbst oder anderen verhehlt.«<sup>58</sup> Auch der Hinweis auf die Notwendigkeit, Resultate der anderen Wissenschaften zur Erlangung philologischen Wissens zu nutzen, findet sich wieder.<sup>59</sup> Nicht mehr enthalten in Böckhs Systemprogramm der Philologie ist aber in diesem Zusammenhang die Reflexion über Möglichkeiten und Grenzen einer Unterscheidung von theoretischer und praktischer Philologie, wie sie in der Versamlungsrede noch vorhanden war. Die wegweisende Formel zur Bestimmung der Philologie, mit der Böckh in der *Enzyklopädie* operiert, dass nämlich Philologie »Erkenntniss des Erkannten« sei,<sup>60</sup> zentriert den Reflexionsmodus nunmehr erneut in Richtung auf den Kern, nicht in Richtung auf die »popularphilologischen« Ränder; damit einher geht eine Entzeitlichung des Philologie-Konzeptes: »Für die Wissenschaft ist alt und neu zufällig«, so Böckh in der *Enzyklopädie*, eine »Beschränkung nach der Zeit«, durch welche die Neuere von der Klassischen Philologie geschieden würde, müsse somit »als eine rein willkürliche« betrachtet werden.<sup>61</sup> Die Bestimmung des »Wesens der Philologie« (als »Erkennen des Erkannten«) bleibe vor diesem Horizont, so Böckh, »in vollem Umfang etwas Unmögliches.«<sup>62</sup> Das Ziel einer approximativen Wissenschaft erscheint mithin als ein *Sich-Bewähren*, nicht als ein *Sich-Bewahrheiten*.<sup>63</sup> Was über diesen Horizont hinausgeht, verlangt – in geschichtsphilosophischer wie in erkenntnistheoretischer Perspektive – »Sehergabe«, welche Böckh in der Versamlungsrede von 1850

---

<sup>58</sup> Ebd., S. 16.

<sup>59</sup> Ebd., S. 19.

<sup>60</sup> Ebd., S. 11 u.ö.

<sup>61</sup> Ebd., S. 6.

<sup>62</sup> Ebd., S. 15.

<sup>63</sup> Vgl. die von Böckh statuierte rekursive »Bewährung« der Formel von der »Erkenntnis des Erkannten« im Schlusskapitel des »Ersten Haupttheils« der *Enzyklopädie*, ebd. S. 256.

zwar zunächst von sich gewiesen, gleichwohl aber (mit der Einschränkung der Seltenheit der *diva critica*) zugelassen hatte.<sup>64</sup>

Sucht man nach Gründen für dieses *Verschwinden* beziehungsweise das (wie wir noch sehen werden *folgenlose*) *Verschieben* einer aus heutiger Sicht perspektivenreichen Begriffs-Bildung und -Differenzierung im Werk eines an sich so stark theoretisch ausgerichteten Philologen wie Böckh, so erweist sich der Hinweis auf das Vordringen des Positivismus als nicht mehr hinreichend. Axel Horstmann, der Böckhs Wissenschaftsbegriff als ein Amalgam aus dem antiken Konzept der *θεωρία* und einer spezifischen Stellungnahme im Feld der modernen Wissenschaften begreift, setzt den finalen Akzent auf Böckhs Ideal der philologischen *Freiheit*, womit der Aspekt der Theoretizität auch in seiner Untersuchung zuletzt etwas aus dem Blick gerät, obgleich er den Diskurs von Anfang an unauffällig aber nachhaltig begleitet.<sup>65</sup> Dass aber, wie Horstmann nachweist, in der Rezeption von Böckhs Philologie als »Ideenwissenschaft« die »Theorie der Hermeneutik« von der »Theorie der Kritik« weitgehend und zuungunsten der letzteren getrennt wurde,<sup>66</sup> ließe sich dahingehend verallgemeinern, dass aus ersterer (in vorläufig letzter Instanz) Literaturtheorie hervorgehen konnte, wohingegen mit letzterer auch die Idee einer Theoretischen Philologie versickerte.

#### 4. Autopsie

Ein Entwurf (wie der vorliegende) hat diessseits der Grenze zum Divinatorischen zu bleiben, muss also die Skepsis Böckhs gegenüber dem Wunsch nach »Sehergabe« ernstnehmen. Gerade weil von den Rändern der Repräsentation ausgegangen wurde und weil die philologischen Horizonte sich gegenwärtig, im Zeitalter der Digitalisierung und Vernetzung, offenkundig verschieben, erscheint es aber immerhin möglich, der Philologie auch eine interne »theoretische« Zukunft vorherzusagen, indem in ihrer heutigen Gestalt (mit Gottfried Benns *Berliner Brief* vom Juli 1948 gesprochen) »Gangunterschiede und Interferenzen« erkennbar werden, »eine Ambivalenz, aus der Zentauren und Amphibien geboren werden.«<sup>67</sup>

---

<sup>64</sup> Böckh, *Kleine Schriften*, S. 192 und S. 196–197.

<sup>65</sup> Dies gilt insbesondere für die Ausführungen zum Verhältnis von Philosophie und Philologie sowie beim Nachweis der (vermutlich unabhängigen) Nähe von Böckhs Theorie-Begriff zu demjenigen Gian Battista Vicos (des Vicos der *Neuen Wissenschaft*, nicht desjenigen der *Dissertatio* von 1708 *De nostri temporis studiorum ratione*), vgl. Horstmann, *Antike Theorie und moderne Wissenschaft*, S. 236–249.

<sup>66</sup> Ebd., S. 134–135.

<sup>67</sup> Gottfried Benn, *Berliner Brief*, Juli 1948. In: Benn, *Das Hauptwerk*, Wiesbaden und München 1980, Bd. 4, S. 202.

Amphibien-Gestalt können auch die Protagonisten der Philologie selbst annehmen, wenn ihre Spur im digitalen Universum auftaucht. Die Online-Enzyklopädie Wikipedia führt Böckh in der deutschsprachigen Version unter dem Namen »August Boeckh«, in der englischsprachigen ist er als »Philipp August Boeckh« verzeichnet.<sup>68</sup> Dieser Name aber ist eine philologische Chimäre, deren Wurzel bereits vor über 100 Jahren von Böckhs Biographen Max Hoffmann offengelegt wurde:

Die im Nachlaß [Böckhs] erhaltene amtliche Nachricht über Geburten und Sterbefälle zu Karlsruhe, im Intelligenzblatt der Stadt Karlsruhe vom 1. Dezember 1785, giebt nur den einen Vornamen *August*; dem entspricht auch die Tradition in der Familie. Die von K. B. Stark verfaßte Lebensbeschreibung, Allg. Deutsche Biographie 2, 770, hat irrtümlich zwei Vornamen, Philipp August. Der Irrtum ist entstanden aus der Ausstellungsurkunde, die 1807 für Boeckh als Professor in Heidelberg ausgefertigt wurde; der Schreiber dieser Urkunde hat aus der Bezeichnung Dr. phil August Boeckh den zweiten Vornamen entnommen. Der Familienname ist in den eigenhändigen Briefen durchweg *Boeckh* geschrieben, ebenso auf dem Titel der Staatshaushaltung; die lateinischen Werke sind mit *Boeckhins* bezeichnet.<sup>69</sup>

Nicht hauptsächlich aus kulturkritischen, biographischen oder anekdotischen Gründen ist der Fehler bemerkenswert, sondern aus theoretischen. Das Dokument, auf welches sich Max Hoffmann bezieht, hat sich im Archiv der Universität Heidelberg erhalten. Es handelt sich um einen Auszug aus einem »Großherzoglich Badischen Geheimrats-Protokoll« des »Polizeydepartements«, das auf den 27. Oktober datiert ist und dem »academischen Senat in Heidelberg« übermittelt wurde. In der entsprechenden Passage ist davon die Rede, daß »der D<sup>r</sup>. Phil. AUGUST Bökh zu Heidelberg nunmehr als außerordentlicher Profeßor daselbst angestellt« werden solle.<sup>70</sup>

Im strengen Sinne genommen, hat der Karlsruher Schreiber nicht den Namen Philipp der Abkürzung »entnommen«, wie Hoffmann schreibt; allenfalls hat er sich (mindestens) zwei Optionen offen gehalten, wobei er bei der Abkürzung »Phil.« auf die sogenannte Suspensionsschleife verzichtete (durch die er doch den lateinisch geschriebenen Namen *August* abkürzt), sowie für »Phil.« die deutsche Kurrentschrift beibehält, die als Grundschrift die *höbere* Optionalität besitzt (sie kann für beides stehen: für den Namen *oder* für den Titel). Auch die Lesart Hoffmanns als des biographischen Arche-Philologen dieser Stelle bleibt mithin vieldeutig. Aber als Hinweis auf die Folgegeschichte besitzt sie unstreitig explanatorischen Wert: Irgendwo zwischen dem Federzug des Schreibers im Großherzoglich Badischen Polizeidepartement und

---

<sup>68</sup> Beide Quellen eingesehen am 19.11.2008.

<sup>69</sup> Max Hoffmann, August Boeckh. Lebensbeschreibung und Auswahl aus seinem wissenschaftlichen Briefwechsel. Leipzig 1901, S. 2.

<sup>70</sup> Abb. 1: Aktenauszug aus dem Geheimrats-Protokoll des Großherzoglich Badischen Polizeydepartements, 27.10.1807. Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Universitätsarchiv, Signatur UAH PA 1334.

dem Knotenpunkt im nationalen Wissensnetz des ausgehenden 19. Jahrhunderts mit Namen *Allgemeine Deutsche Biographie* beziehungsweise dem Wissensknoten im globalen Wissensnetz der Gegenwart mit Namen *Wikipedia* muss der Fehler *festgeschrieben* worden sein.

Das hier zutage tretende Wieder-Flüssigwerden des philologischen Gegenstandsbereiches, die Grenzverschiebung der philologischen Horizonte, hat für Theorie und Praxis der Philologie Konsequenzen. In seiner Folge wird auch das philologische Dogma der Autopsie wenn nicht fragwürdig so doch (wieder) mehrdeutig. Auch der Gedanke einer aller Philologie zugleich *voranschreitenden* und sie *beschließenden* Betrachtung durchs bloße, allenfalls lupenverstärkte Auge hat sich philologiegeschichtlich zu einem Dogma verfestigt, das auf ein Ideal der philologischen Praxis verweist, das sich an Qualität und Genauigkeit des *Lesens*, gegebenenfalls des *Entzifferns*, orientiert.<sup>71</sup>

Ihren Ursprung dürfte diese Idee im rhetorischen Konzept der Evidenz haben. Die Philologie um 1800 hat diesen Topos der Rhetorik aufgenommen und mit der bei Böckh erwähnten Vorstellung von der *diva critica* geadelt. Auch in Böckhs Differenzierung der Verfahrensweisen von Philologie und Philosophie wird dieses Ideal statuiert, zugleich aber perspektiviert im idealistischen Fluchtpunkt einer spekulativen Unifizierung der Erkenntnisformen:

Der Begriff und Umfang der Philologie wird erst vollkommen deutlich erkannt, wenn man ihr Verhältnis zu den übrigen Wissenschaften richtig auffasst. Ist die Philologie ihrem Ziele nach eine Wiedererkenntnis und Darstellung des ganzen vorhandenen menschlichen Wissens, so ist sie, inwiefern dieses Wissen in der Philosophie wurzelt, letzterer in Bezug auf die Erkenntnis des Geistes coordinirt und unterscheidet sich von ihr nur durch die Art des Erkennens: die Philosophie erkennt primitiv, γινώσκει, die Philologie erkennt wieder, ἀναγιγνώσκει, ein Wort, welches im Griechischen mit Recht den Sinn des Lesens erhalten hat, indem das Lesen eine hervorragend philologische Thätigkeit, der Lesetrieb die erste Aeußerung des philologischen Triebes ist. Dieses Wiedererkennen ist das eigentliche μανθάνειν, so wie es Platon im Menon darstellt, das Lernen im Gegensatz gegen das Erfinden, und was gelernt wird, ist der λόγος, die gegebene Kunde; daher sind φιλόλογος und φιλόσοφος Gegensätze, nicht im Stoff, sondern in der Ansicht und Auffassung. Doch ist dieser Gegensatz nicht absolut, da alle Erkenntnis, alle γνώσις nach Platon's tief sinniger Ansicht auf einem höheren speculativen Standpunkt eine ἀνάγνωσις ist, und indem die Philologie reconstructiv auf dasselbe gelangen muss, worauf die Philosophie vom entgegengesetzten Verfahren aus gelangt.<sup>72</sup>

Drei bis vier Philologengenerationen später wird Walter Benjamin in einer Passage des Briefwechsels mit Adorno die Aufgabe des Philologen rekonstru-

---

<sup>71</sup> Zur Bedeutung der Autopsie im disziplinären Abgrenzungsprozess von altertumskundlicher Gelehrsamkeit, Philologie und Kunstwissenschaft vgl. Peter Seiler, »Aber ist denn das feine Auge ganz untrüglich?« Visuelle Nachlässigkeiten und bildkritische Erfahrungen in Lessings Studien zum Borghesischen Fechter. In: Pegasus. Berliner Beiträge zum Nachleben der Antike, 10, 2008, S. 167–222.

<sup>72</sup> Böckh, Enzyklopädie, S. 16–17.

ieren, zwei weitere Generationen danach Peter André Alt eben daran anknüpfen und dabei erneut Philologiegeschichte *verzeichnen*; Benjamin antwortet in einem Brief auf Adornos Vorhaltung, die Baudelaire-Studien des Freundes entbehrten in ihrer *rein philologischen* Rekonstruktion der Moderne der »theoretischen Interpretation«,<sup>73</sup> das »Aussparen der Theorie« aber affiziere die Empirie; man könne es auch anders ausdrücken, so hatte Adorno geschrieben: »das theologische Motiv, die Dinge beim Namen zu nennen«, schlage »tendenziell um in die staunende Darstellung der bloßen Faktizität. Wollte man drastisch reden, so könnte man sagen, die Arbeit sei am Kreuzweg von Magie und Positivismus angesiedelt. Diese Stelle ist verhext. Nur die Theorie vermöchte den Bann zu brechen [...]«<sup>74</sup> Benjamin antwortete am 9. Dezember 1938 aus Paris auf diese Passage:

Wenn Sie von einer »staunenden Darstellung der Faktizität« sprechen, so charakterisieren Sie die echt philologische Haltung. Diese muß nicht allein um ihrer Resultate willen, sondern eben als solche in die Konstruktion eingesenkt werden. In der Tat ist die Indifferenz zwischen Magie und Positivismus, wie Sie es treffend formulieren, zu liquidieren. Mit anderen Worten: die philologische Interpretation des Autors ist von dialektischen Materialisten auf hegelsche Art aufzuheben. – Die Philologie ist diejenige an den Einzelheiten vorrückende Beaugenscheinigung eines Textes, die den Leser magisch an ihn fixiert.<sup>75</sup>

Paul de Mans Rekonstruktion des »theoretischen Lesens« als Kern philologischer Praxis kann als Fortschreibung dieser Position begriffen werden; Criticism als Oberbegriff philologischen Handelns wird von ihm als »a metaphor for the act of reading« begriffen,<sup>76</sup> wobei »reading« seinerseits als »an act of understanding, that can never be observed, nor in any way prescribed or verified« erscheint.<sup>77</sup> Die Autopsie, so könnte man sagen, kann ihrerseits keiner Autopsie unterworfen werden.

Konkreter ausgedrückt, nämlich im Modell des beschriebenen philologischen »Geheimratsprotokoll-Dilemmas« (wie ich es hier und im Nachfolgenden nennen will), stellt sich das Problem so dar: Der Philologie als einer Wissenschaft der Beaugenscheinung von Texten ist der Boden unter *beiden* Füßen,

<sup>73</sup> Theodor W. Adorno an Walter Benjamin, New York, 10.11.1938. In: Walter Benjamin, Briefe, hg. von Gershom Scholem und Theodor W. Adorno, 2 Bde., Frankfurt/M. 1966, Bd. 2, S. 782–790, Nr. 306, hier S. 783.

<sup>74</sup> Ebd., S. 786.

<sup>75</sup> Walter Benjamin an Theodor W. Adorno, Paris, 9.12.1938. In: Benjamin, Briefe, S. 790–799, Nr. 307, hier S. 793–794. Bei Alt, der sich in *Die Verheißungen der Philologie* auf diesen Ausschnitt des Briefwechsels bezieht, ist die Perspektive auf das Zitat durch eine fehlerhafte Zuordnung verzerrt: zuungunsten Adornos und zugunsten Benjamins, indem nämlich letzterem die begriffliche Prägung einer Verbindung von Magie und Positivismus zugeschrieben wird (Alt, *Die Verheißungen*, S. 19–20).

<sup>76</sup> Paul de Man, *Blindness and Insight. Essays in the Rhetoric of Contemporary Criticism* (1971), 2. Aufl. 1983, S. 107.

<sup>77</sup> Ebd.

auf die sich ihre wissenschaftliche Selbstgewissheit gründet, unsicher geworden: die Autopsie kann zwar Irrtümer feststellen, Annahmen zu Intentionen, die hinter den Schriftzügen stehen beziehungsweise aus diesen sprechen, aber bestenfalls glaubwürdig machen; das Verhältnis von Irrtums-Nachweis und philologischem Glaubhaftmachen ist dabei stets geleitet vom Erkenntnisinteresse: wendet der Philologe den Blick nicht auf die *Person* Böckh, deren Vorname durch das Karlsruher *Intelligenzblatt* bestätigt wird (womit der Fall erledigt sein könnte), sondern auf den Schreiber im Polizeidepartement, so betritt sie den unsicheren Grund der Ausdeutung mehrdeutiger Schriftzüge.

Zugleich ist aber auch die *zeitliche* Situierung des philologischen *Subjektes* im digitalen Zeitalter unscharf geworden: hierauf verweist einerseits die (von der wissenschaftlichen Konvention geforderte) Datierung des Zugriffs auf das Informationsmedium, zum anderen die Möglichkeit, den Irrtum philologisch-performativ, also praktisch, und zugleich philologisch klandestin zu korrigieren, ähnlich der Praxis der Masoreten, die, als sie »den hebräischen Text des Alten Testaments fixiert hatten, [...] alle früheren Handschriften [vernichteten], um die Möglichkeit abweichender Lesarten ein für allemal zu unterbinden.«<sup>78</sup> Mit dem Flüchtigwerden philologischer Spuren im (sichtbaren) digitalen Universum erfahren aber auch wichtige Positionen der philologischen Ethik und der individualphilologischen Strategie eine Umwertung: Wenn, wie Heinz Schlaffer spekuliert hat, Fehler für die philologische Erkenntnis stets »eine größere Bedeutung« gehabt hätten, als der korrekte Text,<sup>79</sup> dieser Sachverhalt dabei aber stets noch mit einer Diffamierung des philologischen Konkurrenten einherging, und wenn unter veränderten medialen Umständen eben dieses Kräfteressen im philologischen Leben hintergangen werden kann, dann wird deutlich, dass auch die epistemische Positionierung philologischer Subjektivität in Fluss geraten ist. Dass das philologische Subjekt teilhat an der Konstitution nicht allein dessen, womit es sich beschäftigt, sondern auch seiner selbst,<sup>80</sup> konvergiert dabei mit Erkenntnissen der Netzwerkanalyse, wonach »schon die Einbindung in ein [...] Netzwerk wie Wikipedia das Handeln [der Beteiligten] bestimmt und auch die Motivation beeinflusst.«<sup>81</sup> Grenzen »begründen und beschränken akademisch-disziplinäre Ordnungen«, so Walter Erhart in den Vorbemerkungen zum Band *Grenzen der Germanistik*.<sup>82</sup>

---

<sup>78</sup> Schlaffer, *Poesie und Wissen*, S. 162.

<sup>79</sup> Ebd., S. 228.

<sup>80</sup> Vgl. Gumbrecht, *Die Macht der Philologie*, S. 49 und Alt, *Die Verheißungen der Philologie*, S. 15. Als Indiz für entsprechende Prozesse kann das Wiederauftauchen der Rede in der ersten Person Singular in wissenschaftlichen Arbeiten verstanden werden.

<sup>81</sup> Christian Stegbauer, *Wikipedia und die Bedeutung der sozialen Netzwerke*. In: *Forschung Frankfurt* 2008,2, S. 12–18, hier S. 12.

<sup>82</sup> Walter Erhart, *Einleitung*. In: *Grenzen der Germanistik*, S. XI.

Das Durchlässigwerden von jenen muss mithin auch eine Desorganisation in diesen nach sich ziehen.

## 5. Praxis und Theorie

Unter diesen Voraussetzungen erscheint es konsequent und angemessen, wenn die erklärten Repräsentanten der philologischen *Praxis* nunmehr *ihre* Formel, mit der sie philologische Autoreflexion deklarieren, gegenüber den Formeln der eingangs erwähnten Theoretiker der Philologie modifizieren: zwar berufen sich auch die aus dem akademischen Subfeld der Editions-wissenschaft stammenden Herausgeber des Bandes *Die Herkulesarbeiten der Philologie*<sup>83</sup> auf die Formel »Der/die/das XY der Philologie«, als Praktiker begreifen sie indes das Objekt der philologischen Reflexion prozessual, seine bildliche Verkörperung als einen Plural: nicht Macht, Ethos, Verheißung, Einrichtung, sondern (tendenziell unabschließbare) *Arbeiten* sind das einheitsstiftende Moment. Und auch das aus der Mythologie berufene Subjekt dieser Arbeiten – Herkules – ist, wenn überhaupt als Einheit zu begreifen, so doch gewiss als ein vielgestaltiges Subjekt der Tat, des (schlagkräftigen) Handelns, schwerlich als eines der Synthese beziehungsweise Integration oder der Arbeit des Begriffs. Dem Böckhschen Prinzip der Approximation noch näher kommt wohl das Modell der Sisypnosarbeit, das in diesem Zusammenhang von Gerard J. Boter vorgeschlagen wird;<sup>84</sup> und auch die Arbeit des Sisypnos besteht aus einer Serie von einzelnen Arbeitsschritten.

Wenn jedoch die Herausgeber in der Einleitung zum Band auf die Notwendigkeit verweisen, nicht nur den »Aspekt [der] Grundlagenfunktion« der Philologie zu betrachten, »sondern auch ihr Potential für interpretative Perspektiven zu berücksichtigen«,<sup>85</sup> dann eröffnet sich erneut das weite Feld der Theorie. Die vorliegende Arbeit versucht nun, beide Perspektiven zu verbinden: die im ersten Abschnitt dieses Kapitels aufgenommenen, vom Allgemeinen ausgehenden Fragen nach Einrichtung und Verheißung, Macht und Ethos der Philologie sowie diejenige, die von (editions)philologischen Einzelbeobachtungen ausgehen. In diesem Sinne sieht sie sich als Studie in der Tradition August Böckhs.

Beide Perspektiven kreuzen sich an den Stellen, an denen der Philologe und das Philologisierte, also die Texte, Tatsachen, Zusammenhänge, mit de-

---

<sup>83</sup> Sophie Bertho, Bodo Plachta (Hg.), *Die Herkulesarbeiten der Philologie*; vgl. hierin den Beitrag mit dem gleichen Titel von Thomas Bein zu »Perspektiven der Germanistischen Mediävistik« (S. 97–122).

<sup>84</sup> Gerard J. Boter, *Herkules oder Sisypnos? 23 Jahrhunderte Griechische Philologie*. In: *Die Herkulesarbeiten der Philologie*, S. 63–96.

<sup>85</sup> *Die Herkulesarbeiten der Philologie*, S. 8.

nen sich der Philologe beschäftigt, in Wechselwirkung treten und diese Wechselwirkung nun ihrerseits *philologisch* reflektiert wird. Die Genese der Anreicherung des Taufnamens von August Böckhs kann als Modell dieser Figur im Kleinen angesehen werden. Im Rahmen der Ansätze zu einer Wissenschaftsforschung der Literaturwissenschaft spielen Überlegungen, die von der philologischen Praxis ausgehen, bisher eine untergeordnete Rolle.<sup>86</sup> Die vorliegende Studie wird hingegen geleitet von der Annahme, dass die Theorie der Philologie aus der Richtung der verschiedenen bestehenden Theorienansätze sich ergänzen ließe durch eine Theorie, die selbst Philologie ist – und daher nicht als Theorie der Philologie sondern als Theoretische Philologie begriffen wird.<sup>87</sup> Das bedeutet, dass sie zu einem wesentlichen Teil aus praktischer Philologie hervorgeht, in einem Sinne, wie Böckh dies in der Berliner Rede von 1850 expliziert hat. Anders als zu Böckhs Zeit aber lässt sich heute schwerlich noch behaupten, der Gegensatz von theoretischer und praktischer Philologie verschwinde bei näherer Betrachtung, weil die Praxis mit dem Erlernen der ersten wissenschaftlichen Gründe derselben, also der Theorie, zusammenfalle. Zumindest in den neueren Philologien haben die ersten wissenschaftlichen Gründe sehr wenig mit dem zu tun, was man traditionell als philologische Praxis ansehen kann. Insofern wäre also Theoretische Philologie heute durchaus zu einer Option geworden, die auch vor dem stets bewundernswert nüchternen Urteil Böckhs Bestand haben dürfte.

Der von Ian Hacking propagierte *practical turn* der Wissenschaftsforschung<sup>88</sup> würde damit in der Philologie nachgeholt (beziehungsweise in sie zurückgeholt). Eine solche theorieproduktive Praxis – man könnte auch von experimenteller Philologie sprechen – kann sowohl Fragen der Textkonstitution als auch solche der Kommentierung betreffen. Und sie kann, nach dem

---

<sup>86</sup> Vgl. den Band *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, hg. von Jörg Schönert, Stuttgart, Weimar 2000: weder in den »Modellen und Kategorien für die Wissenschaftsforschung zur Literaturwissenschaft« noch für die »Fallstudien« und »normativen Aspekte«, die in diesem Band untersucht werden, treten Fragen, die sich aus der editionsphilologischen Praxis ergeben, in den Vordergrund.

<sup>87</sup> Die Zukunft eines neu formulierten bzw. reformulierten Begriffes zu *fordern*, bleibt gleichwohl ein ungedeckter Wechsel, ein paraphilologisches, kein philologisches Postulat. Die disziplinären Erfolgsgeschichten etwa der Theoretischen Chemie und der Theoretischen Physik können in diesem Zusammenhang allenfalls beispielhaft, schwerlich vorbildhaft sein.

<sup>88</sup> Vgl. Ian Hacking, *Representing and Intervening. Introductory Topics in the Philosophy of Natural Science*, Cambridge 1983 (dt. Übersetzung: *Einführung in die Philosophie der Naturwissenschaften*, Stuttgart 1996); in den Geisteswissenschaften wäre etwa – fokussiert auf archivalische Praxis – zu denken an Arlette Farge, *Le Gout de l'archive*, Paris 1989, sowie – fokussiert auf bibliographische Aspekte der Philologiegeschichte – Pascale Hummel: *Histoire de l'Histoire de la Philologie. Etude d'un Genre épistémologique et bibliographique*, Geneve 2000.

Durchgang durch die Sphäre der Reflexion, wiederum für die editorische Praxis fruchtbar gemacht werden.

Diesen Dreischritt versucht die vorliegende Studie im Modell zu erproben: Zunächst werden theorierelevante Konsequenzen der texkonstituierenden und der kommentierenden philologischen Praktiken unter einem *spezifischen* Aspekt untersucht und ausgewertet, daran anschließend werden Ideen zu einem Differential-Kommentar und zur Textkonstitution vorgestellt, in denen die vorausgehenden Überlegungen berücksichtigt werden. Der Ansatz wird am Beispiel der Briefe an Jean Paul erprobt. Der spezifische Aspekt, der dabei das Erkenntnisinteresse hinsichtlich der editionspraktischen Fragen justiert, ist der einer *Kulturgeschichte des Liebesbriefs*. Dabei geht es darum, die Bedeutung von Liebesbriefen im Rahmen der Entstehung und Entwicklung von *Gefühlskulturen* zu bestimmen und die Verflechtung einer hypothetisch eigenständigen *Liebesbriefkultur* mit anderen Brief- und Gefühlskulturen darzustellen.<sup>89</sup>

Dass Liebe ein Gefühl ist, wird in der vorliegenden Untersuchung gleichwohl nicht als Tatsache vorausgesetzt.<sup>90</sup> Liebe und andere Gefühle werden den Briefschreibern, die im ausgewählten Textkorpus zu Wort kommen, nicht *zugeschrieben*; sie werden, hierbei den Prinzipien des philologischen ›Positivismus‹ folgend, nur nach der Maßgabe der Texte repräsentiert. Diese Repräsentation ist jedoch nur eine basale Repräsentation, die Fragen offen lässt (ähnlich den prototypischen, die sich bei der Rekonstruktion der Genese von Böckhs falschem Vornamen ergaben). Diese offenen Fragen über den Status, die Aufrichtigkeit, die Kommunizierbarkeit und die Reichweite von Gefühlen im intimen Briefgespräch sind als Keime einer philologischen Auto-reflexion zu betrachten, die ihrerseits eine Diskussion des zugrundeliegenden ›philologischen Gefühls‹ anstoßen können – etwa dem, das die Philologen traditionell für die ›höhere‹ Textkritik in Anspruch nehmen. Die Frage nach der angemessenen Repräsentierbarkeit von Gefühlen ist dabei als Aspekt von zwei allgemeineren Fragen zu betrachten: der Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen von *philologischer Repräsentation* auf der einen Seite und der Frage nach dem Ort und Bezug von philologischen Praktiken (theoretischen *und* praktischen Praktiken) im und zum *Leben*.

Die besondere Frage, die sich in dieser Doppelperspektive stellt, lautet: Sind Gefühle als Einzeltatsachen philologisch repräsentierbar oder sind sie dies nur dort, wo sie Teil einer Gefühlskultur sind (also im Zusammenhang einer ›Lebensform‹ stehen); beziehungsweise (übertragen auf die Liebe): Ist

---

<sup>89</sup> Erste Ergebnisse dieses Forschungsprojektes fasst der bereits erwähnte, 2008 erschienene Band zusammen: *Der Liebesbrief. Schriftkultur und Medienwechsel vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Die Beiträge der Nachfolge-Tagung vom Herbst 2011 erscheinen im Band: *SchreibLust. Der Liebesbrief im 18. und 19. Jahrhundert*, hg. von Renate Stauf und Jörg Paulus. Berlin, New York 2013 (in Vorbereitung).

<sup>90</sup> Zur Diskussion dieser Frage vgl. Christoph Demmerling, Hilge Landweer, *Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn*, Stuttgart, Weimar 2007, S. 129ff.

Liebe in Briefen als Einzelphänomen philologisch repräsentierbar – oder ist auch sie es nur im Rahmen einer integralen Brief-Gefühlskultur? Eine Antwort hierauf kann wohl schließlich, philologisch begründet, auch als Indiz für die *ausserphilologische* Frage gewertet werden, was für ein Gefühls-Status der Liebe zuzusprechen ist.

## I.2 Philologie der Gefühle

### Zusammenfassung

Auch nach der sogenannten »Krise der Repräsentation« lässt sich ein substantieller Begriff von philologischer Repräsentation vertreten. Im Rahmen eines editionsphilologischen Experimentalsystems (im Sinne von Hans-Jörg Rheinberger) lässt er sich zum Beispiel zur Klärung der Repräsentationsverhältnisse von Intimität in Briefen einsetzen; hierfür ist eine Festlegung auf einen bestimmten (zum Beispiel realistischen oder konstruktivistischen) Begriff von Repräsentation zunächst ebensowenig notwendig wie ein Rekurs auf außerphilologische Prämissen. Die kontextuelle Vernetzung kann vielmehr aus dem Inneren der Philologie heraus erfolgen, die Frage nach der Adäquatheit eines realistischen oder konstruktivistischen Zugangs ergibt sich dann in der Konsequenz.

### 1. Philologische Repräsentation

#### Repräsentation und Privileg

In Anbetracht der Janusköpfigkeit und Unzuverlässigkeit philologischer Subjektivität (Unzuverlässigkeit auf Seiten der hypothetischen Subjekte der Schrift und auf Seiten der philologischen Subjekte des Lesens, Transkribierens, Konstituierens, Kommentierens und schließlich Interpretierens) erscheint es sinnvoll, ein *Drittes* zu suchen, woran sich die philologische Praxis orientieren kann; hierfür soll, wie bereits erwähnt, der Begriff der *philologischen Repräsentation* vorgeschlagen werden, auch wenn dies im Horizont der oftmals benannten »Krise der Repräsentation«<sup>1</sup> zunächst nicht unproblematisch zu sein scheint, namentlich in einer Arbeit, die ihren Gegenstand in der Zeit um 1800 hat, also genau in jener Zeit, die ihrerseits als Keimzeit der Repräsentationskrise der Moderne angesehen werden kann.<sup>2</sup> Auch ließe sich – gleichfalls kritisch – der Einwand erheben, warum denn Repräsentierbarkeit ausgerechnet in solch flüchtigen, zwischen den Disziplinen umstrittenen Phänomenen wie Gefühlen untersucht werden soll. Anders formuliert: Wenn sich auch die begriffliche Prägung einer »Philologischen Repräsentation« auf der digitalen

---

<sup>1</sup> Vgl. D. Goeller, Artikel Repräsentation. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 7, Sp. 1177–1199, hier Sp. 1195–1197.

<sup>2</sup> Vgl. Kerstin Behnke, Krise der Repräsentation. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 8, Sp. 846–853.

Außenhaut der Repräsentationswelt als zumindest unauffällig erweist,<sup>3</sup> wäre dann nicht allenfalls die entgegengesetzte Konsequenz vernünftig: die *rationalen* Gründe für diese Abwesenheit bzw. Spurlosigkeit zu suchen und diese als Signale für substantielle Inkonsistenzen in diesen begrifflichen Prägungen zu sehen und zu akzeptieren?

Im Rahmen des hypothetischen Vorgehens genügt es jedoch zunächst, mit Blick auf inhaltliche Evidenzen zu reagieren: Gerade durch die unbestreitbare Tatsache der Flüchtigkeit von Gefühlen, so ließe sich statuieren, wird der Problematik einer Krise der Repräsentation Rechnung getragen: wenn nämlich das oben skizzierte Geheimratsprotokoll dilemma als eine Fortschreibung der Krise der Repräsentation in anderen Kontexten (denen der philologischen Autopsie und der prekären Möglichkeit epistolarer Artikulation von Gefühlen) angesehen werden kann, dann erscheint es pragmatisch angemessen, die Argumentation gerade auf eine Philologie von Briefwechseln, wie sie im Zentrum dieser Arbeit stehen wird, zu gründen. Denn in Briefwechseln können Gefühle immer schon in ihrer Gültigkeit hinterfragt werden und sind dabei der Bewährungsprobe des Lebens unterworfen. Mit Bezug auf die klassische, auf Artemon zurückgehende und von Philostrat auf Gellert (und damit an den Ursprungsort des bürgerlichen Briefdiskurses) tradierte Definition des Briefes als eines Gesprächs unter Abwesenden wurde – unter den Vorzeichen einer jeweils geistes-, mentalitäts- oder mediengeschichtlich modellierten Krise der Repräsentation – immer wieder die Hypothese eines bevorstehenden oder sogar bereits zu konstatierenden Endes der Briefkultur lanciert.<sup>4</sup> Wenn nun aber umgekehrt entsprechende Prognosen seit mindestens hundert Jahren postalisch und damit performativ widerlegt wurden – nämlich durch eine Unzahl postierter Mitteilungen,<sup>5</sup> dann lässt sich dies zumindest vorläufig und »popularphilologisch« als eine Form der Abstimmung mit den (briefschreibenden, brieffaltenden, frankierenden etc.) Händen interpretieren, die gegenüber dem Repräsentationsdefätismus skeptisch macht.

Zwischen dem aus Philostrats Definition ableitbaren epistolaren Dilemma des Versuchs einer Vergegenwärtigung des Abwesenden und der Dialektik

---

<sup>3</sup> Auf die Suchanfrage »philologische Repräsentation« antwortet Google mit genau einer Referenz, die von der Homepage einer Computerfirma aus auf den Titel einer Mainzer Magisterarbeit verweist: (<http://www.competence-site.de/cc/mitglieder.nsf/mitglied/S1146-Peter-Sprenger>). (Zugriff vom 9.4.2009).

<sup>4</sup> Vgl. z.B. Th. W. Adornos Nachwort zu Benjamins Briefsammlung *Deutsche Menschen – Eine Folge von Briefen*, Frankfurt/M. 1972, S. 132–133; Bernhard Siegert, *Relais. Geschichte der Literatur als Epoche der Post*, Berlin 1993, S. 29; vgl. hierzu Stauf, Simonis, Paulus, *Liebesbriefkultur als Phänomen*, S. 17–19.

<sup>4</sup> Vgl. Adorno, Nachwort. In: Benjamin, *Deutsche Menschen*, S. 132.

<sup>5</sup> Vgl. Briefe sind nicht »in«, aber immer noch da. Verfrühter Abgang auf den Briefverkehr. In: *Neue Züricher Zeitung* 2007, Nr. 122 (30.5.2007), S. 15.

des Repräsentationsbegriffs, wie sie D. Goellner im Artikel *Repräsentation des Historischen Wörterbuchs der Rhetorik* konstatiert, lässt sich eine auffällige Kongruenz erkennen:

R[epäsentation] bezeichnet im weitesten Sinne jede Art der Vergegenwärtigung [...] einer Sache oder eines Sachverhaltes durch etwas anderes oder durch einen Teil ihrer selbst. In jedem Fall handelt es sich um etwas Abwesendes – sei es zeitlich oder räumlich entfernt, sei es in einem anderen Kontext vorhanden –, das vertretend präsent gemacht wird. Die Dialektik des Begriffs liegt darin, daß das zu Repräsentierende als abwesend vorausgesetzt und doch gleichzeitig anwesend gemacht wird.<sup>6</sup>

Auch die Philologie selbst kann, zumindest in ihrem engeren Sinne als Editionsphilologie, in Gestalt einer *analogia repraesentationis* rekonstruiert werden. Gleichwohl wird in dem zitierten Artikel des *Wörterbuchs der Rhetorik* weder die Wissenschaft vom Brief noch die Philologie unter den »Disziplinen und Bereichen«, in denen Repräsentation als »relevanter Begriff« im »wissenschaftlichen Diskurs [...] Anwendung findet«,<sup>7</sup> berücksichtigt. Diese Leerstelle wäre wohl (namentlich im Rahmen eines auf Konzentration abzielenden begriffsgeschichtlichen Werkes) verschmerzbar, wenn die vom Verfasser des Artikels als relevant angesehenen Disziplinen und Bereiche (Theologie, Recht und Staatstheorie, Erkenntnistheorie, Kognitionspsychologie und Pädagogik, Psychoanalyse, Semiotik, Rhetorik, Kunst und Ästhetik) die spezifischen Ansprüche von Brief und Philologie stellvertretend wahrnehmen könnten. Die stärksten Übereinstimmungen zum (hypothetischen) Konzept philologischer Repräsentation finden sich wohl in den theologischen und rhetorischen Repräsentationskonzepten.<sup>8</sup> Zwar werden in der Theologie zunächst nichtsprachliche Zeichen, namentlich Bilder und Handlungen, repräsentationalistisch bewertet (beglaubigt oder verworfen), doch wird das *procedere* des Beglaubigens bzw. Verwerfens in den Schriftreligionen analog in Bezug auf Texte fortgesetzt, ausdifferenziert und dabei, so der klassische Topos, von der Theologie als der autonomen Kraft an die textkonstituierende und textkommentierende Philologie, ihrer Magd (*ancilla*), als heteronomer Kraft delegiert.<sup>9</sup> Dem geschriebenen beziehungsweise gedruckten Wort wachsen dabei Evidenz-Qualitäten zu, und genau hier findet sich der Überschneidungspunkt zur

---

<sup>6</sup> D. Goellner, *Repräsentation*, Sp. 1177.

<sup>7</sup> Ebd., Sp. 1179.

<sup>8</sup> Inwiefern es eine Ästhetik der Philologie gibt, ist ein Problem, die unter die noch offenen philologischen Fragen zu rechnen ist; zum Verhältnis von Editionsphilologie und ästhetischer Erfahrung vgl. die Beiträge in: Rainer Falk, Gert Mattenklott, *Ästhetische Erfahrung und Edition*, Tübingen 2007; allgemein zu Figuren der Ästhetik des Wissens seit der Frühaufklärung vgl. Wolfgang Braungart, Silke Jakobs, *Zur Ästhetik des Wissens seit dem 18. Jahrhundert*. In: *Ästhetik in der Wissenschaft. Interdisziplinärer Diskurs über das Gestalten und Darstellen von Wissen*, hg. von Wolfgang Krohn, Hamburg 2006, S. 201–218.

<sup>9</sup> Goellner, Sp. 1179.

Rhetorik und deren zentralem Evidenzkonzept.<sup>10</sup> Aber auch wenn bei Quintilian *repraesentatio* und *evidentia* synonym gebraucht werden, so bleiben doch die rhetorisch-repräsentationalistischen Verfahrensweisen wie die *ekphrasis* (die als rhetorische Analogie zum philologischen Kommentar verstanden werden kann)<sup>11</sup> heteronom, womit die Differenz zum theologischen Begriff deutlich wird: Wenn die Verfahrensweisen der rhetorischen Repräsentation »auf die Realität zurückwirken und diese modifizieren« können,<sup>12</sup> so ist genau dies der theologischen Exegese verwehrt, die etymologisch auch ein »Herausführen« ohne Lizenz zur Rückführung ist.

Eine gemeinsame Stellvertreterrolle von Theologie und Rhetorik ist damit im Grunde ausgeschlossen; auch an dieser Stelle fällt die Philologie durch das Raster der großen begriffsgeschichtlichen Werke des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Zu der Zeit, als diese – Ritters *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Brunners, Conzes und Kosellecks *Geschichtliche Grundbegriffe*, das *Historische Wörterbuch der Rhetorik* – konzipiert und begonnen wurden, konnte freilich die Hoffnung auf eine große interdisziplinäre Begriffsreduktion im Sinne einer »großen vereinheitlichten Theorie der Repräsentation als Rechtfertigungsgrund gelten. Als (fachwissenschaftlich durchaus seriöser) Prophet des sich abzeichnenden Projektes »einer allgemeinen Theorie der R[epäsentation]« konnte denn auch im Repräsentations-Artikel des *Historischen Wörterbuchs der Philosophie* der Philosoph Daniel C. Dennett zitiert werden:

What we need is nothing less than a completely general theory of representation, with which we can explain how words, thoughts, thinkers, pictures, computers, animals, sentences, mechanisms, states, functions, nerve impulses, and formal models (inter alia) can be said to represent one thing or another.<sup>13</sup>

Aus heutiger Sicht sind Zweifel nicht nur angebracht (und auch Daniel C. Dennett selbst hat seither bekanntlich anstelle einer allgemeinen vielmehr eine ganz *spezifische*, nämlich kognitionswissenschaftlich orientierte Repräsentationsphilosophie betrieben). Ganz allgemein hat Hans Ulrich Gumbrecht in seinem Essay *Pyramiden des Geistes* die begriffsgeschichtliche Ernüchterung des beginnenden 21. Jahrhunderts in einen Zusammenhang gebracht mit der »Unentschiedenheit [der begriffsgeschichtlichen Unternehmungen] im Hinblick auf das Problem der Weltreferenz der Sprache.«<sup>14</sup> Im Horizont der ver-

<sup>10</sup> Ebd., 1185.

<sup>11</sup> Vgl. Seiler, bes. S. 208; grundsätzlich zur Frage der Bildbeschreibung im Rahmen eines autonomieästhetischen Konzeptes (dem Goethes): Ernst Osterkamp, *Im Buchstabenbilde. Studien zum Verfahren Goethescher Bildbeschreibungen*. Stuttgart 1991.

<sup>12</sup> Goellner, Sp. 1182.

<sup>13</sup> Daniel C. Dennett, *Brainstorms. Philosophical Essays on Mind and Psychology*, Hassocks (Harvester Studies) 1978, S. 91.

<sup>14</sup> In: H.U. Gumbrecht, *Pyramiden des Geistes. Über den schnellen Aufstieg, die unsichtbaren Dimensionen und das plötzliche Ableben der begriffsgeschichtlichen Be-*